

# RUNDBRIEF

## FÜR KIRCHLICHE UND GESELLSCHAFTLICHE NEUGESTALTUNG

---

1 /2013

Brunnenthal, 8. Februar 2013

---

**Die Probleme, die es in der Welt gibt, sind nicht mit der gleichen Denkweise zu lösen, die sie erzeugt hat.**

**(Albert Einstein angesichts der Weltwirtschaftskrise 1929)**

Liebe Schwester, lieber Bruder,



zum obigen Zitat von Albert Einstein füge ich noch eines von *Antoine de Saint-Exupery* an: „*Um klar zu sehen, genügt oft der Wechsel der Blickrichtung.*“

Und eine Erinnerung an Vorträge, Seminare und Artikel zum Thema „*Sichtweisen bestimmen und verändern das Leben*“. Ja, sie bestimmen und sie verändern, meist mehr als die Fakten.

Dass dies in der Politik, in der Wirtschaft oder auch in den Religionen ebenso gilt wie im privaten Leben, können wir Tag für Tag feststellen.

Allerdings auch, dass man es trotz besseren Wissens und klarer Erfahrungen noch immer nicht glauben will. Wenn man es wegen des nicht zu leugnenden Zutreffens als Tatsache anerkennen muss, werden dennoch Schleichwege gesucht, um mit derselben Denkweise, in derselben Blickrichtung und in derselben Art weitermachen zu können.

Wie oft haben wir das alle miteinander trotz allen Draufzahlens doch selbst versucht!

Die Medien schreiben und zeigen uns tagtäglich, dass es die gesamte große Welt auch nicht anders macht wie die kleine, obwohl auch sie damit keine wirklichen Lösungen und

keine heilsamen Wege findet. Die zweifelhaften „Erfolge“, die man auf diese Art erreicht, müssen letztlich alle ausbaden.

Doch – und das ist unbedingt zu beachten – gab es zu allen Zeiten und gibt es mit zunehmender Bildung heute mehr denn je Menschen, die eine neue Denkweise wagen, bisherige Sichtweisen in Frage stellen, in eine andere Richtung schauen und neue Wege gehen. Es werden jene mehr, die sich nicht einfach mit dem Gewohnten zufrieden geben oder mit dem Üblichen mitspielen, also bloß in gewohnter Weise „part of the game“ sind.

Solche Menschen können Hoffnungsträger und schließlich Verändernde im positiven Sinn sein.

Zu schön wäre es aber wohl, handelte es sich immer um weise und edle Menschen, wäre alles Neue immer wahr und gut und ginge immer in die richtige Richtung. Es gab und gibt sowohl den Irrtum als auch das bewusst Böse. Daher sind selbstverständlich nicht jedes neue Denken, jede neue Blickrichtung und Sichtweise und jeder neue Weg in sich und / oder in ihrer Umsetzung richtig und gut. Es gibt sehr wohl die Möglichkeit, damit Probleme noch zu vergrößern oder neue zu schaffen.

## Das Konzil – ein Abenteuer mit alten und neuen Denk- und Sichtweisen

Seit Herbst 2012 laufen die Gedenkveranstaltungen zur Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils vor 50 Jahren und sollen wir uns im „Jahr des Glaubens“ mit dem christlichen Glauben beschäftigen. Nachdem vom Papst dazu besonders der KKK (Katechismus der katholischen Kirche) empfohlen wurde, geht es genauer gesagt wohl um den Glauben in römisch katholischer Sicht.

Schaut man in die Kirchengeschichte hinein, so zeigt sich gerade in Bezug auf den Glauben ein vielfältiges und buntes Spektrum an Denk-, Sicht- und Lebensweisen. Es stimmt sicher nicht, wenn generell behauptet wird, die Kirche hätte immer schon oder wäre immer schon... Das stimmt für einzelne „Glaubenswahrheiten“ oder Überlieferungen und für die eine und andere Art der Glaubenspraxis. Der Großteil dessen, was wir heute im KKK finden, hat sich aber erst nach und nach entwickelt.

Zu dieser Entwicklung haben zu allen Zeiten nicht nur Linientreue ihr Wissen und Können beigetragen, sondern auch „Ketzer“. Durch sie wurde die Kirche nicht selten dazu genötigt, ihre eigenen Irrwege genauer anzusehen und zu korrigieren, die Glaubenslehre tiefer zu betrachten, genauer zu formulieren oder weiterzuentwickeln und die Glaubenspraxis jeweils zu verheutigen.

Man kann häufig bereits auf den ersten Blick dasselbe Muster bemerken, das dem Zitat von Albert Einstein entspricht: auch in der Kirche versuchte man immer wieder, die Probleme in derselben Denkweise zu lösen, die sie erzeugt hat. Man weigerte sich ebenso allzu oft, endlich die Blickrichtung zu ändern. Oft dauerte die Verweigerung so lange, bis sie durch die Zeitereignisse erzwungen wurde. Oft genügte auch das nicht und es gab Problemstaus, die schließlich zu Kirchenspaltungen mit bisweilen katastrophalen Folgen führten.

Beim Konzil sollte es nach den Vorstellungen des größten Teils der Kurie wiederum in der gewohnten Denk- und Sichtweise weitergehen. Die vorbereiteten 69 Schemata (Vor-

lagen) waren in diesem Sinn verfasst und man rechnete allen Ernstes damit, dass die Konzilsväter sie brav abnicken und das Konzil nach 14 Tagen oder spätestens vor Weihnachten bereits beendet sein würde.

Damit alles nach der eigenen Vorstellung laufen könne, bediente man sich ab Beginn zur möglichst großen Einflussnahme vom Kirchenrecht gedeckter Möglichkeiten.

Wenn dies nicht mehr ging, versuchte man es mit der Verzögerungstaktik und diversen Winkelzügen. Wenn auch auf diese Weise nichts mehr zu erreichen war und es als sicher erschien, dass die Mehrheit gegen die kurialen Vorstellungen entscheiden würde, versteckte man sich hinter dem Papst. Dieser stieg wegen mancher Befürchtungen, z.B. Entstehen von unüberbrückbaren Polarisierungen, meistens darauf ein. Die Vorgaben des Papstes wurden dann – ohne ihn namentlich zu nennen –, als Weisungen einer „Höheren Autorität“, die den Konzilsvätern kaum noch eine andere Wahl ließ, dem Konzil vorgesetzt.

Gleich am ersten Arbeitstag, am 13. 10. 1962 kam es deshalb bereits beim ersten Plenum zum Eklat. Es ging um die Wahl für die Konzilskommissionen.

*Otto Hermann Pesch* schreibt dazu in seinem Standardwerk „Das Zweite Vatikanische Konzil“ (Vorgeschichte – Verlauf – Ergebnisse – Wirkungsgeschichte): „Die Kurienleute hatten sich in der Hoffnung auf die Unerfahrenheit und Vertrauensseligkeit all der „Neulinge“, der „Fremden“, die da zusammengekommen waren, einen raffinierten Schachzug ausgedacht: Mit den Wahlzetteln wurde, unter dem Vorwand einer einfachen Information, eine Liste der Namen ausgeteilt, die in den entsprechenden Vorbereitungskommissionen schon Mitglieder waren – und wie man weiß, waren dort die Vertreter der kurialen Linie in der Mehrzahl.“

*Aber der Schuss ging nach hinten los. Der Widerstand kam sogleich von den Mitgliedern des Präsidiums. Die Kardinäle Liénart (Lille) und Frings (Köln) eroberten sich, mit sanfter Gewalt gegen alle Versuche, ihnen die Wort-*

*meldung zu verweigern, das Mikrofon und sagten ganz unschuldig, man kenne sich doch noch zu wenig, müsse sich erst kennen lernen. Darum solle man die Wahl um einige Tage verschieben, in der Zwischenzeit sollten die Bischöfe untereinander beraten. Brausender Beifall! Das war der Augenblick, wo der amerikanische Bischof Robert J. Dwyer sagte: „Wir merken, dass wir ein Konzil waren – und keine Klasse von Schuljungen, die man zusammengetrommelt hatte.“ Die Repräsentanten der Kurie aber waren vom ersten Tag an gewarnt, dass sich das Konzil nicht würde manipulieren lassen.“*

Stimmt, sie waren gewarnt, aber es wäre naiv zu denken, sie hätten sich ab sofort von ihren Vorstellungen und Absichten verabschiedet und sich neuen Einsichten geöffnet. Der weitere Verlauf des Konzils beweist wie bereits oben angeführt, dass dies nicht der Fall war, sondern dass sie all ihre Möglichkeiten

voll ausnützten und sich auch unlauterer Methoden bedienten, um die Mehrheit doch noch auszutricksen und ihre eigene Sicht durchzusetzen.

Hätten nicht Liénart und Frings mutig und klug gleich zu Beginn gegen das vorgesehene Protokoll verstoßen, wäre es mit großer Wahrscheinlichkeit noch schlimmer weitergegangen und das Konzil wäre niemals zu dem gekommen, was schließlich erreicht wurde.

Dass sich die Kurie nach dem Konzil trotz der Konzilsbeschlüsse nicht „bekehrte“, beweist ihr bisheriges Vorgehen auf vielen Linien – vorwärts, Kameraden, es geht zurück!

Das Konzilsgeschehen zeigt beide Richtungen auf: einerseits die im Gewohnten unbeweglich beharrende und die Zukunft auf die Vergangenheit festlegende Richtung und andererseits die neues Denken, neues Sehen und neue Wege wagende und damit das Gewohnte verändernde.

### **Nur getreue Fortsetzung oder doch Brüche?**

Das Besondere des II. Vatikanischen Konzils ist es, dass sich der Großteil der Teilnehmenden trotz aller Bedenken und Hindernisse in den entscheidenden Fragen einer neuen Denk- und Sichtweise und damit auch einer neuen Blickrichtung öffnete.

Dies bedeutete ein Wagnis in einem Umfang, auf den sich noch kein Konzil zuvor eingelassen hatte. Schließlich stand damit auch die Kontinuität, die ungebrochene Linie der kirchlichen Lehre als eine der wichtigsten Doktrinen der römisch katholischen Kirche auf dem Spiel.

Dass die Piusbrüder und andere traditionalistische Gruppen dem Konzil vorwerfen, dass es einen Bruch in der Kontinuität erzeugt habe, dass sie die Aussagen des Konzils deshalb ablehnen und die Rückkehr zum vorkonziliaren Status quo verlangen, ist Dir bekannt.

Papst Benedikt XVI. bemüht sich sehr, immer wieder die ungebrochene Kontinuität herauszustreichen, aber die Konzilsväter haben tatsächlich mehrfach so grundlegende Änderungen bisheriger Sichtweisen und Lehren und auch deren gewohnter Umsetzung

im Leben der Kirche vollzogen, dass man wirklich nicht mehr von einer ungebrochenen Kontinuität sprechen kann.

Es geht letztlich um die Frage, ob wegen der Kontinuität eine einmal geltende „Wahrheit“ oder Praxis auf Dauer bestehen zu bleiben hat oder ob es durch einen Erkenntnisfortschritt in wesentlichen Punkten zu einer Änderung kommen kann, darf, ja kommen muss.

In Rundbriefen habe ich bereits mehrmals auf die Wichtigkeit der Deutung aufmerksam gemacht. Deutungen ergeben sich aus verschiedenen Ursachen, u.a. aus dem bisher Gewohnten, aber auch aus neuen Erkenntnissen und Einsichten.

Deutungen verändern zwar nicht ein Faktum oder ein historisches Geschehen an sich, aber sehr wohl dessen Sichtweise und damit auch dessen Bedeutung, Wirkungsweise und Verbindlichkeit. Beim Konzil spielte dies u. a. eine maßgebliche Rolle für die Fragen bezüglich der Kirche in der Welt von heute, der Liturgie, der Juden, der Ökumene oder der Kollegialität der Bischöfe. Im Rundbrief Nr. 4/2012 habe ich unter dem Titel „Keine Ermächtigung durch Jesus?“ einiges zur Frage der Teilhabe von

Frauen am priesterlichen Amt geschrieben. Das Faktum, dass Jesus nur Männer in den Aposteldienst berufen hat, kann sehr wohl verschieden gedeutet werden.

Es kann hinsichtlich des Faktums und seiner Deutung einen Erkenntnisfortschritt geben, den es in vielen anderen Fällen bereits seit der Urkirche unbestreitbar gegeben hat und der selbstverständlich auch vom Lehramt anerkannt wird. Das beweist u.a. die Dogmenentwicklung.

Es gibt hinreichend Beispiele, die zeigen, dass ein Erkenntnisfortschritt einmal geltende „Wahrheiten“ oder eine lange geübte, nicht hinterfragte und bisweilen sogar als mit dem Willen Gottes oder Jesu übereinstimmende Praxis außer Kraft setzen kann. Dies kann dann zu einer weitgehenden oder vollständig anderen Richtung führen – etwa hinsichtlich der früher zur alltäglichen Selbstverständlichkeit zählenden Sklaverei. Jesus gab dazu keinerlei Infragestellungen oder Anweisungen, weder Erlaubnis noch Verbot.

Auch Paulus propagierte keinen sozialen Umsturz durch die Forderung nach Abschaffung der Sklaverei. Im Brief an den Christen Philemon verlangt er nicht, dass dieser seinen Sklaven Onesimus freilässt, weil die Sklaverei für einen Christen untragbar wäre, sondern bloß, dass er ihn ungeachtet des geltenden Systems nun freiwillig nach dessen Taufe als geliebten Bruder in Christus aufnehmen möge.

Die intensive Beschäftigung mit der langen Vorgeschichte, lässt uns besser verstehen, was u. a. zur überraschenden Einberufung des II. Vatikanischen Konzils geführt und warum es gewisse Vorgänge beim Konzil gegeben hat. Schließlich werden dadurch die weiteren Entwicklungen nach dem Konzil verständlich. Dafür, dass sich alte Traditionen in Lehre und Praxis einer Verheutigung öffnen, dass andererseits eine Verheutigung achtsam mit dem Schatz der Tradition umgeht, und dass schließlich die gesamte Kirche dabei in Einheit mitspielt, gibt es kein Patentrezept.

Das Konzil ging unter Achtung, aber nicht auf der nicht hinterfragten Festlegung der Tradition die Verheutigung an – und kam zu vorher nicht für möglich gehaltenen Einsichten und Wegweisungen. Das Konzil war aber nicht

imstande, die Kirche als Ganzes sowohl für die Achtung des Schatzes der Tradition als auch für die Verheutigung zu gewinnen.

Jahrhunderte lang Gewohntes lässt sich auf keiner Ebene der Kirche so ohne weiteres verändern, auch nicht durch Konzilsbeschlüsse. Die beharrenden Teile der Kirche neigen dazu, angemahnte Veränderungen zu ignorieren, zu verzögern oder zu sabotieren. Die unter dem bisherigen Reformstau leidenden reformorientierten Teile schießen oft mit zu raschem und zu rücksichtslosem Umkrempeln übers Ziel und stoßen die beharrenden vor den Kopf.

Statt eines kreativen Miteinanders schaukelt sich ein Gegeneinander auf.

Beide Seiten behaupten von sich, selbst das Konzil in der richtigen Weise zu interpretieren, während die je andere Seite es missverstehe, sabotiere oder angestoßene Entwicklungen blockiere.

Die eine Seite verlangt eine restaurative Rückführung zu alten Ordnungen, weil man sich am Konzil zu Neuerungen verlaufen habe, die der Kontinuität widersprüchen. Die andere Seite verlangt ein Weiterdenken der beim Konzil nicht zu Ende gedachten oder noch nicht in der heutigen Brisanz aufscheinenden Fragen und von den jetzt vorhandenen Herausforderungen und der Zukunft her erforderliche einschneidende Veränderungen.

Man hat so manches beim Konzil nicht zu Ende gedacht.

Man ist, um bei den Beschlüssen eine möglichst allgemeine Zustimmung zu erreichen, fragwürdige Kompromisse eingegangen und hat mehrdeutige Formulierungen geschaffen, die nun sowohl für die traditionellen als auch für die reformerischen Richtungen als Beweis erhalten müssen, dass jeweils ihre Sicht die vom Konzil gewollte war.

Es ist schwer verständlich, wie das Konzil trotz aller negativen Erfahrungen die gesamte Durchführung der Konzilsbeschlüsse sehr leichtgläubig und vertrauensselig der Kurie überlassen konnte.

Ebenso fragt man sich, warum das Konzil darauf verzichtete, den Bischofskonferenzen bzw. der Bischofssynode gleich beim Konzil das Recht zu sichern, verbindliche Beschlüsse zu fassen und deren Durchsetzung bestimmen

zu können. Man hätte sich doch gleich denken können, dass ein bloß beratenes Organ völlig wirkungslos bleiben würde und die Kurie nach wie vor die Bischöfe wie Schulbuben behandeln könne. Man hat sich offensichtlich in der Euphorie über die großartigen Ergebnisse des Konzils so mancher Täuschung hingegeben – und auf Täuschungen folgen dann prompt die Enttäuschungen.

Auch die ältere Generation hat nur noch den Zustand der Kirche zum Schluss der vorkonziliaren Zeit erlebt. Die weiter zurück liegenden Weichenstellungen und Werdegänge kennen wir alle – soweit wir sie überhaupt kennen – nur aus der Geschichte.

Ohne eine möglichst gute Kenntnis der Vorgeschichte und des Status quo zu Konzilsbeginn, ist es aber unmöglich, die nicht vorhersehbaren und überraschenden Entwicklungen beim Konzil zu verstehen und zu würdigen. Man kann ohne entsprechende Kenntnis auch kaum verstehen, warum Teile der Kirche nostalgisch der vorkonziliaren Zeit nachtrauern und dem Konzil die Schuld an dem danach sich ausbreitenden Abstieg der Kirche geben.

Ich hoffe, dass es Dich interessiert, wenn ich in diesem Rundbrief einmal als ersten Teil einiges zur Vorgeschichte und zum Zustand der Kirche bei Konzilsbeginn skizziere.

Im nächsten werde ich dann versuchen, die Aussagen des Konzils kurz darzulegen und so die Veränderungen sichtbar zu machen.

Dann folgt noch eine Betrachtung der Entwicklungen nach dem Konzil.

Ich ermutige Dich aber, wenigstens die eine und andere Veranstaltung zu besuchen und aus dem reichen Angebot auch Genaueres zu lesen – etwa das leicht lesbare und aufschlussreiche neue Buch von Bischof *Helmut Krätzl* „Das Konzil – ein Sprung vorwärts“.

Zum Schluss noch eine einfache Überlegung – auch zum Verstehen der Ereignisse beim Konzil. Es handelt sich um eine Alltagserfahrung, wir beachten sie aber oft viel zu wenig.

Arno Gruen weist darauf hin, dass sich aus frühesten Kindheitserfahrungen zwei Sichtweisen und damit zwei Wege der Begegnung mit dem Leben und mit der Welt ergeben:

Erste Sichtweise: Das Leben und die Welt sind unermesslich reich und vielfältig, also höchst spannend und daher gibt es unendlich viel zu lernen.

Zweite Sichtweise: Sie sind eintönig und haben nichts zu bieten, also sind sie langweilig und es gibt nichts zu lernen.

Am Anfang steht ein Mangel an Wissen, Verstehen, Können. Wenn dies eine Sehnsucht nach Erkennen, Erfassen und die Fähigkeit zum Gestalten auslöst, ergibt sich ein fortschreitender Entfaltungsprozess.

Die Sehnsucht führt in eine intensivere Beschäftigung. Diese verstärkt mit zunehmendem Einblick, Begreifen und Beherrschen von Fähigkeiten das Interesse an noch Tieferem, Besserem.

Das gesteigerte Interesse führt zum Entdecken und Nützen sachlicher und personaler bisher nicht erkannter oder nicht genützter Möglichkeiten. Es entstehen herausfordernde und bereichernde Vernetzungen.

Die Effizienz steigert sich, ebenso die Freude....

Das kennst Du doch – oder nicht?

Neue Erkenntnisse und Methoden in der Hirnforschung ermutigen zur Erforschung von Lernprozessen in der Beziehung zwischen Lehrendem und Lernendem.

## **Bartolomeo malt den Herrn um**

Meinen Versuchen, die Zeit vor dem Vat. II etwas dazulegen, damit das Ereignis des Konzils besser verstanden werden kann, schicke ich eine Erzählung voraus, die mir vor einiger Zeit jemand gegeben hat. Diese zeigt vieles besser auf als lange Erklärungen.

*Es gibt die berühmte Geschichte über den spanischen Künstler Bartolomeo Murillo. Schon als junger Mann zeigte Bartolomeo großes Talent, hatte aber noch niemanden, der ihn wirklich gefördert hätte. In dieser Zeit hing in seinem Elternhaus ein Bild an der*

*Wand, auf dem Jesus als todernster Hirtenjunge dargestellt war – ganz im Stil der Zeit: Er stand aufrecht da, hielt seinen Hirtenstab wie ein Bajonett in der Hand und hatte um den Kopf natürlich den obligatorischen Heiligenschein. Der Junge hasste das Bild, und als seine Familie eines Tages nicht daheim war, nahm er es einfach von der Wand, bearbeitete es und schuf mit jugendlichem Übermut ein ganz neues Bild von Jesus.*

*Bei ihrer Heimkehr waren die Murillos völlig entgeistert, weil Bartolomeo den Herrn entstellt hatte: Das strenge Gesicht grinste jetzt nämlich fröhlich, die Augen blitzten voller Schalk, aus dem Heiligenschein war ein zerdrückter Strohhut geworden und das vorher lange, glatte Haar lockte sich neckisch über die Schulter. Aus dem Hirtenstab hatte der junge Maler einen knorrigen Wanderstock gemacht, und an Stelle des traurigen Schafes stand da ein lustiger kleiner Hund. Aus dem ernsten Hirtenjungen war ein Wanderer auf der Suche nach Abenteuern geworden.*

*Nachdem sein Vater dem Jungen die Tracht Prügel seines Lebens verabreicht hatte, musste Bartolomeo das Bild des Anstoßes zum Zeichen der Buße durch die Straßen seiner Stadt tragen – und da passierte es: Ein anderer Maler sah das Bild, erkannte das Talent des Jungen, bot sich an, ihn zu fördern und legte so den Grundstein zu dessen späterem Ruhm.*

*Wir erzählen die Geschichte hier, weil Bartolomeo für Jesus damals das tat, was wir heute versuchen: Er nahm ihm die vielen rituellen Verzierungen und Utensilien ab, die ihm die Kirche des Christentums angehängt hat, und versuchte, etwas von der Menschlichkeit des Gottessohnes wiederzuentdecken.*

Mit der Kirche war es nicht anders gegangen als mit den Jesusbildern. Sie hatte sich im Lauf der Zeit viel zu viel umgehängt, was ihre wahre Gestalt und ihre eigentliche Aufgabe oft kaum mehr erkennen ließ.

Es war also höchste Zeit, das Ursprüngliche wieder an den Tag zu bringen und es gleichzeitig zu verheutigen. Inwieweit dies bereits Papst Johannes XXIII. vorgeschwebt ist und welche Entwicklungen sich dazu beim Vat. II ergeben haben, soll in weiteren Rundbriefen noch etwas genauer betrachtet werden.

Als ich die befreiende Geschichte vom „Unfug“ des jungen Bartolomeo las, fiel mir gleich die Kirche in Brunnenenthal ein.

Ursprünglich war dies eine wunderschöne Barockkirche:

Die Mauern schlicht weiß getüncht, die hölzerne Einrichtung in den Grundstrukturen „brauniert“ (= dunkel gebeizt) und in den Zieraten und Figuren reich vergoldet, jeweils bunte Bilder im Zentrum, das prachtvolle Chorgitter farbig bemalt und reich vergoldet.

Ende des 19. Jahrhunderts war man damit nicht mehr zufrieden, man wollte die Kirche dem Zeitgeschmack entsprechend „verschönern“. Also verpasste man dem dunklen Holzkörper des Hochaltares eine Marmorimitation und übermalte die ebenso dunklen Holzkörper der Seitenaltäre und der Kanzel mit brauner Ölfarbe.

Die Mittelbilder in den Seitenaltären entfernte man, brach eine Nische aus und stellte in diese am linken Seitenaltar die barocken Figuren der Madonna mit Kind und am rechten eine neugotische Statue des hl. Josef in Habachtstellung mit dem Jesuskind am Arm und in der anderen Hand eine Blechlilie.

Auch die tragenden Teile des Chorgitters erhielten diesen braunen Anstrich. Das Gewölbe wurde mit Schablonenblümchen „verziert“, die sich aber nicht seitenverkehrt einander zuneigten, sondern alle zur linken Kirchenseite schauten.

Man riss bis auf die zwei Fenster auf der Empore die schmiedeeisernen Fenstergitter heraus und verpasste den Fenstern im Langhaus neubarocke und im Chor nicht näher definierbare Verglasungen.

Dann – man muss sagen Gott sei Dank! – führten verschiedene Umstände dazu, dass die gesamte Empore mit der Orgel nicht mehr „restauriert“ wurde, sondern im Urzustand stehen blieb.

Als ich 1963 Kaplan in Schärding wurde und um den 2. Juli herum zum Patrozinium, zu dem alljährlich eine Fußwallfahrt der Schärddinger zum „Bründl“ stattfand, die Kirche zum ersten Mal mit den Wallfahrern betrat, war ich begeistert und entsetzt in einem. Ich fragte mich, wie man ein solches Kleinod dermaßen verschandeln und dazu in Folge dann auch noch verwahrlosen lassen konnte.

Damals ahnte ich noch nicht, dass mir 12 Jahre später die Aufgabe zufallen sollte, die gründliche Renovierung und Wiederherstellung dieser kostbaren Kirche in Angriff zu nehmen.

Die Besprechung mit dem Bundesdenkmalamt versetzte mir erst einmal einen Schock.

Ich hatte mir vorgestellt, dass es wohl selbstverständlich wäre, die an der Empore unverändert erhaltene Urfassung für die ganze Kirche als Grundlage zu nehmen, also die gesamte Kirche auf den Urzustand rückzuführen, so den ursprünglichen harmonischen Eindruck wieder herzustellen, aber sie gleichzeitig auch technisch, liturgisch und für den weiteren seelsorglichen Bedarf auf den neuesten Stand zu bringen.

Ich dachte falsch zu hören, als mir mit aller Deutlichkeit gesagt wurde, dass die Veränderungen des 19. Jahrhunderts inzwischen bereits historisch und daher denkmalpflegerisch zu erhalten wären.

Man nahm keinen meiner Hinweise auf das Vorhandensein der Urfassung und meiner Einwände gegen die Konservierung der Verschandlungen zur Kenntnis.

Der Auftrag lautete: Die gegenwärtigen drei verschiedenen Fassungen (marmorierter Hochaltar, braun gestrichene Seitenaltäre, Kanzel und Chorgitter und die schwarz/gold-Fassung der Empore und Orgel sind so zu erhalten, wie sie sind!

Nur die Blümchen am Gewölbe könnten übermalt werden.

Ich war sprachlos. Was tun?

Sich mit Behördenvertretern, deren positive Einstellung man in mehrfacher Hinsicht doch braucht, zu zerstreiten, macht sich kaum bezahlt. Also ließ ich erst einmal alles so stehen und setzte meine Hoffnung auf die Praktiker, die Restauratoren. Als es dann so weit war, dass die Restaurierung der Inneneinrichtung an die Reihe kam, erzählte ich den Restauratoren von der Entscheidung

des BDA. Ich erinnere mich noch recht deutlich an ihre ungläubigen Blicke.

Sie hielten die Entscheidung für die Erhaltung der Verschandelung unisono für einen Unsinn, weil diese in keiner Weise erhaltenswert war und man außerdem doch genau wusste, wie die Kirche ursprünglich ausgesehen hatte. Aber was tun?

Wir beschlossen, an vielen Stellen genau nachzusehen, was unter den Übermalungen war. Wie nicht anders zu erwarten, kamen überall dieselben Fassungen, wie sie an der Empore und Orgel noch vorhanden waren, zum Vorschein. Beim Chorgitter wurde unter der braunen Ölfarbe eine reiche bunte Fassung sichtbar.

Schließlich gelang es dann doch, auch das BDA davon zu überzeugen, dass eine Wiederherstellung des Urzustandes, soweit dies möglich war, die einzig vernünftige Lösung darstellte. Die Pointe an der Geschichte: Nach der Fertigstellung war derselbe Vertreter des BDA, der sich anfangs die Erhaltung der Verschandelung eingebildet hatte, hellauf begeistert, gratulierte mir und betonte: „Eine hervorragende Restaurierung!“

Beim Vat. II ging es teilweise genauso zu, nur dass man sich meist nicht auf die beste Lösung einigen konnte, sondern Zugeständnisse an die Unbeweglichen machen musste und damit Widersprüche und Verwässerungen produzierte. Außerdem gab es nachher keine einhellige Zustimmung und Begeisterung über eine „hervorragende Rückführung der Kirche auf ihren eigentlichen Sinn und ihre wesentlichen Aufgaben bei gleichzeitiger konsequenter Verheutigung“. Um besser zu verstehen, warum dies so lief, ist es unbedingt nötig, die Entwicklungen der Kirche bis zum Vat. II und ihren Zustand zu dessen Beginn genauer anzusehen.

Ich bitte Dich um Nachsicht, dass dieses Unterfangen nur in sehr bescheidenem Umfang möglich ist. Es gibt aber reichlich gute Literatur, in der Du wesentlich mehr findest.

## Wie schaute die Kirche vor dem Vat. II aus und warum schaute sie so aus?

Man kann das menschliche Leben und somit auch die Gesellschaft und die Kirche nur aus der Vergangenheit her verstehen, aber nur

von der Zukunft her und auf die Zukunft hin in der Gegenwart gestalten. Für das Verstehen bedarf es der Rückbesinnung auf die Anfänge

und die Beachtung der weiteren dem Ursprung treuen oder davon abweichenden Entwicklung, im Fall der Kirche also Rückblick auf die Bibel und die Urkirche und Beachten der Kirchengeschichte seither.

Da stehen wir aber bereits vor einer kaum zu überwindenden Schwierigkeit, denn entscheidend für eine positive oder negative Beurteilung und Bewertung von Entwicklungen ist die jeweilige Sichtweise.

Das zeigt sich auch im Rückblick auf das Vat. II – für die einen ein vom Heiligen Geist angestoßenes großartiges Ereignis mit einem endlich wenigstens teilweise geglückten Ankommen aus versteinerten Strukturen in der Gegenwart, für die anderen eine Auslieferung an den Zeitgeist, ein Identitätsverlust und ein möglichst bald und gründlich zu revidierender Unfall der Geschichte. Zwischen diesen beiden Sichtweisen gibt es noch weitere positive und negative Beurteilungen und Bewertungen.

Da die Gestaltung der weiteren Entwicklung nur von der Zukunft her und auf die Zukunft hin möglich ist, ergibt sich gleich die nächste Schwierigkeit: Wer hat eine vom Geist Gottes geschenkte Vision von dieser Zukunft? Die Vorstellungen laufen so wie die Bewertung der Vergangenheit völlig diametral.

Die einen sehen z.B. mit Karl Rahner die Zukunft der Kirche in einer klaren Aufwertung und Beteiligung der Laien, die anderen im Neoklerikalismus.

Was stimmt?

Nachdem man in der sich rasch verändernden Welt seitens der Kirche weitgehend gar keine klare Vision oder bloß ideologisch festgelegte Vorstellungen hat, wie die Kirche der Zukunft aussehen wird oder aussehen soll, um in der Welt bestehen und sich weiter entfalten zu können, gehen auch die Meinungen und Überzeugungen betreffend der in der Gegenwart fälligen Entscheidungen und Vorgangsweisen weit auseinander.

Versuchen wir erst einmal, einen möglichst objektiven Blick in die Vergangenheit, um diese besser zu verstehen.

Selbstverständlich gab es von Anfang an viele der Vision Jesu entsprechende und vom Geist

Gottes angestoßene und begleitete Entwicklungen. Die Geschichte der Kirche war und ist weithin eine Heilsgeschichte, eine Geschichte des unbegreiflichen Wirkens Gottes etwa in den bekannten und unbekanntenen Heiligen und überaus staunenswert. Durch Christen direkt oder indirekt bewirkte Entwicklungen haben weltweit kaum überschaubar viel Gutes für die Menschheit erbracht. Die Welt verdankt Christen sehr viel und ein Großteil der heute in der Welt vorhandenen Kultur und der in der säkularen Gesellschaft geltenden Maßstäbe ist ohne die christlichen Wurzeln nicht denkbar. Das muss unter allen Umständen gesehen und anerkannt werden.

Das strahlende Licht berechtigt allerdings nicht dazu, die Schatten, das Dunkle und Böse zuzudecken oder abzustreiten. Es gab und gibt leider auch die auf weiten Strecken fürchterliche Skandal- und Kriminalgeschichte der Kirche.

Weil sich das Vat. II als ein Reformkonzil verstanden hat, führe ich im Folgenden vor allem jene Gegebenheiten an, die eine fragwürdige bzw. mehr oder weniger falsche Entwicklung genommen hatten. So manche dieser Entwicklungen begannen bereits in den ersten Jahrhunderten und wuchsen sich teilweise so aus, dass sie Jesu Lehre und Lebensbeispiel nicht nur verschleierten, sondern direkt pervertierten und ins Gegenteil verkehrten.

Dazu bleibt die Frage: Heiliger Geist, wo warst du denn da die ganze Zeit?

**Reich Gottes – Gottesherrschaft – Christusreich – Christusherrschaft – Gottesstaat – Kirchenherrschaft**

Die Grundbotschaft Jesu ist der Anbruch des Gottesreiches, bei Matthäus des Himmelreiches bzw. der Gottesherrschaft.

Damit sagt Jesus, dass der bedingungslos liebende Gott hier und jetzt durch das Kommen Jesu da ist, dass alle ethnischen, rituellen und sonstigen Schranken aufgehoben sind, dass jeder Mensch einen freien Zugang zu Gott hat und dass dazu nur ein Ändern der Sichtweise (metanoiein) und ein vertrauender sich Gottes Zuwendung öffnender Glaube (pisteuein) nötig sind.

Jesus ist der neue Mensch, in dem Gott vollständig zum Zug kommt. Wer Gott in sich zum Zug kommen lässt, wandelt sich durch das Wirken des Geistes Gottes in einen neuen Menschen und durch diese neuen Menschen werden Gesellschaft und Welt neu.

Diese Absicht und Vision Jesu kamen zur Lebenszeit Jesu wegen der Verweigerung des Großteils Israels nicht zustande.

Es ist eigenartig, dass ausgerechnet diese Grundbotschaft Jesu bereits in der ersten Generation nach ihm in der Verkündigung kaum noch vorkommt.

Warum geht es bei Paulus kaum noch um das Gottesreich? Die Reichgottesvision Jesu kommt bei ihm nur noch am Rand vor. Sein Grundthema ist die Erlösung von Sünden durch den Sühnetod Jesu.

Nachdem Paulus der maßgebliche Theologe der Kirche wurde, verschwand die Grundbotschaft Jesu zunehmend aus der Verkündigung und der Theologie der Kirche bzw. wurde verändert.

Die Urkirche entwickelte eine neue Sichtweise: jetzt die wunderbare Christos-Kyrios-Herrschaft im Himmel und dann nach dem Weltgericht auf einer paradiesischen Erde.

Nachdem die Kirche durch Kaiser Konstantin 313 die Freiheit erlangt hatte und von Kaiser Theodosius I. 391 zur Staatsreligion erhoben worden und dadurch zu politischer Macht gekommen war, dachte man sich die Kirche als das Gottesreich bzw. Christusreich auf der Erde.

In der Folge kommt es zu einem Ausbau der hierarchischen Kirchenherrschaft.

Von der ursprünglichen Vision Jesu ist so nur noch wenig übrig geblieben.

### **Aufspaltung der Kirche in Kleriker und Laien**

Das Zeugnis der hl. Schrift über die Vorstellungen Jesu ist eindeutig. Jesus will seine Gemeinschaft als eine brüderliche (geschwisterliche) mit ihm als einzigem Meister, Lehrer und Herrn (vgl. Mt 23, 8-10).

Die Regel des Umgangs ist der Dienst miteinander, füreinander und aneinander, jede Herrschaft übereinander wird ausdrücklich untersagt (vgl. Mt 20, 20 – 28). So sind auch das Apostelamt und das Petrusamt

Dienstämter. Von einer Aufteilung der Kirche in Kleriker und Laien ist bei Jesus absolut keine Rede, schon gar nicht von der Errichtung eines über die Laien erhabenen und die Laien bevormundenden Klerikerstandes.

Aber bereits sehr früh geht man andere Wege. Ein Beispiel dafür ist der Brief von Papst Klemens I. um das Jahr 95 an die Korinther. In diesem Brief wird erstmals zum Unterschied vom Amtsträger der einfache Gläubige *laikós* genannt.

Es kommt in Folge zu einer immer weiter fortschreitenden Überhöhung des Priesterbildes mit einer gleichzeitigen Abwertung der Laien. Die Laien werden immer mehr zu denen, die in der Kirche nichts zu sagen haben.

Dem Priester allein kommt die entscheidende Mittlerrolle zwischen Mensch und Gott zu.

Dass alle Christen durch Taufe und Geisterfüllung im gemeinsamen Priestertum zu einem aktiven Dienst in der Kirche berufen sind, gerät zunehmend aus dem Blickfeld, die Laien sind nicht mehr Subjekt, sondern Objekt der Seelsorge. Die Liturgie entwickelt sich zu einer einseitigen Priesterliturgie.

Im Mittelalter versteigt man sich zu immer perverseren Vorstellungen. Der Klerus spricht den Laien überhaupt ab, dass sie Kirche sind. So heißt es in der im 12. Jhd. entstandenen „*summa parisiensis*“: „*Nichts anderes wird als Kirche bezeichnet als die Kleriker.*“

Papst Bonifaz VIII. ist der Meinung, dass die Laien seit jeher die Feinde der Kleriker sind.

Als Gegenschlag zur Forderung der Protestanten nach dem allgemeinen Priestertum kommt es zu einer weiteren Erhöhung des Weihepriesterums und Vernachlässigung des gemeinsamen Priestertums.

Das überhöhte Priesterbild des 19. Jhd. zeigt sich z.B. in so manchen Äußerungen des hl. Jean B.M. Vianney, des Pfarrers von Ars.

Den Stellenwert der Laien zeigt auch das Kirchenrechtsbuch, der Codex juris canonici von 1917, in dem 600 Canones (Paragrafen) die Kleriker, aber nur 43 die Laien betreffen.

Von den Anfangsvorstellungen Jesu ist auch hier kaum noch etwas übrig geblieben.

Der Antiklerikalismus und der Laizismus sind also nicht zufällig entstanden. Ihre Ursachen liegen zu einem nicht geringen Teil in der Selbstüberhöhung des Klerus.

### **Die Entwicklung zu einer fast ausschließlich hierarchisch geprägten Kirche**

Ein pyramidales Bild der Kirche findet in den Aussagen Jesus keine Grundlage.

Jesus verstand jedes Amt als Dienstamt und er untersagte – wie bereits oben betont – jede Herrschaft übereinander.

Nach und nach veränderte sich die Struktur der Kirche immer mehr in die Richtung von Machtausübung.

Damit einher ging eine entsprechend andere Stellung des Papstes und der Bischöfe, ein wachsender Zentralismus Roms und eine Vernachlässigung der Subsidiarität als eines wesentlichen Prinzips der kirchlichen Struktur.

### **Die Entwicklung der Kirche in Richtung einer absolutistischen Monarchie**

Dolores Bauer betonte des Öfteren, die Kirche müsse endlich Konstantin abschwören. Warum?

Weil sich die Kirche ab Konstantin statt an Jesu Lebensbeispiel und Lehre zunehmend am kaiserlichen Hofstaat orientierte. Selbstverständlich müsste sie in Folge noch so manch anderem abschwören, was mit Jesu Auftrag nicht zusammenstimmt.

Es gab in diesem Zusammenhang mehr als genug Entwicklungen, die mit Jesu Vorstellungen nur noch wenig oder gar nichts mehr tun hatten. So hat sich etwa Leitung immer mehr von der erweckenden, ermöglichenden, ermutigenden und begleitenden Autorität, wie Jesus sie vorgelebt hatte und wie sie Paulus praktizierte, zum autoritären, bevormundenden, einschränkenden und erdrückend dominanten Verhalten umgestaltet. Es gab also eine Veränderung, die sich von Jesu Auftrag an Petrus, dass er nach seiner Bekehrung die Brüder stärken solle (vgl. Lk 22,32) oder vom Umgang des Paulus mit seinen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen immer weiter bis hin zur absoluten päpstlichen Oberhoheit entwickelte.

Unter Papst Pius IX. kam es beim I. Vatikanischen Konzil 1870 durch die Definition der Unfehlbarkeit und des Jurisdiktionsprimates des Papstes zu einer weiteren Konzentration auf die Spitze der hierarchischen Pyramide. Der Papst ist höchster und von niemandem zur Rechen-

schaft zu ziehender Lehrer, Gesetzgeber und Richter. Was diese Stellung des Papstes noch mit der Vorstellung Jesu vom Petrusamt gemein hat, darf wohl gefragt werden.

Die Ortsbischöfe werden weitgehend zu Erfüllungsgehilfen des Papstes und der Kurie abgewertet, von ihrer Eigenständigkeit als Hirten der jeweiligen Ortskirche oder gar einer kollegialen Leitung der Kirche kann keine Rede sein.

Daher auch die Verwunderung vor allem in der Kurie, als Papst Johannes XXIII. seine Absicht bekannt gab, ein Konzil einzuberufen. Das braucht man doch seit 1870 nicht mehr! Die Kirchenspitze allein ist für alles zuständig und regelt alles.

### **Der Wechsel von einer trinitarischen auf eine einseitig christozentrische Ausrichtung der Kirche**

Bischof Dr. Helmut Krätzl weist in seinem Buch „Das Konzil – ein Sprung vorwärts“ (Seite 41f) auf diesen kaum bekannten und beachteten, aber folgenreichen Wechsel hin. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir dazu im Theologiestudium auch nur ein Wort gehört hätten.

Wenn sich Sichtweisen, Perspektiven, Orientierungen oder Wertungen ändern, hat dies oft weitreichende und bedeutende Folgen nicht nur in Teilbereichen, sondern für das Ganze.

Die westlich-römische Kirche vollzog spätestens seit dem 13. Jhd. eine Wende von ihrer anfänglichen trinitarischen, also auf Gott Vater, Gott Sohn und den Heiligen Geist ausgerichteten Orientierung und der damit zusammenhängenden Ordnung hin zu einer einseitig christozentrischen Sicht.

Bischof Krätzl schreibt dazu: „Das hatte für ihre weitere Entwicklung tief greifende Folgen. Sieht man nämlich die Kirche als ein Sozialgebilde, das allein von Christus gestiftet und geprägt ist, so ist sie folgerichtig „hierarchisch von oben nach unten konstituiert und kann sich an seiner höchsten Stelle (im Papst) relativ ungebrochen mit Christus und seinem Willen identifizieren“ (G. Greshake). Yves Congar, dessen wissenschaftliche Arbeit auch in die Konzilstexte eingeflossen ist, hat nachgewiesen, dass die westlich-römische Kirche daher seit dem 13. Jahrhundert „nicht

*nur juristisch-klerikal, sondern auch zentralistisch enggeführt wurde“.*

Die oben bereits angeführten Aussagen der *summa parisiensis* und Bonifaz VIII. und die weiteren Entwicklungen werden von daher verständlich.

Auch dass sich die Päpste als Stellvertreter Christi zu sehen begannen und von daher entsprechende Befugnisse für sich in Anspruch nahmen, wird damit einsichtig.

### ***Nur die römisch-katholische Kirche ist wie Kirche Christi***

Selbstverständlich kann keine menschliche Gemeinschaft, die ihre Identität wahren will, gleichgültig alles für gleich gültig ansehen und in sich Unvereinbares wachsen lassen. Abgrenzungen zu Fehlentwicklungen sind nötig.

Im Vorgehen besteht allerdings ein großer Unterschied, ob man zuerst auf das Verbindende oder das Trennende schaut, ob man auch bei anderen Wahres und Richtiges wahrnimmt und gelten lässt oder die eigene Gemeinschaft im alleinigen Vollbesitz der Wahrheit sieht und deren Alleinvertretung beansprucht, ob man auch andere Wege zu Gott als mögliche annimmt oder sich als allein seligmachend betrachtet, ob man den Menschen Entscheidungsfreiheit zubilligt oder ihnen diese abspricht etc.

Die römisch-katholische Kirche betrachtete sich als die allein selig machende und Heil ermöglichende – *extra ecclesia nulla salus* (außerhalb der Kirche gibt es kein Heil).

Bischof Krätzl zitiert dazu: *„Wenn jemand nicht in sie eintritt oder wer aus ihr austritt, der begibt sich der Hoffnung des Lebens und des Heiles.“* (Seite 67)

Diese Überzeugung führte zu vielen Engführungen und Ausgrenzungen.

So behauptete Papst Gregor XVI. 1832, Gewissensfreiheit und Religionsfreiheit seien ein „Wahnsinn“ (*deliramentum*) und ein „pesthafter Irrtum“.

Es gab so viel wie keine Wahrnehmung und Anerkennung von Wahrheitsinhalten in anderen Religionen.

Beim Konzil von Trient achtete man nicht zuerst auf das viele nach wie vor Gemeinsame mit den protestantischen Gemeinschaften,

sondern vor allem auf das Trennende. Die Formulierung ging daher in die Richtung: wer nicht so glaubt, wie das römisch katholische Lehramt es sagt, der ist ausgeschlossen.

Auch diese Einstellung und dieses Vorgehen hatten mit dem, was Jesus vorgelebt und gelehrt hat, kaum noch etwas zu tun.

Es ging, so wie etwa beim Bruch mit der Ostkirche mehr um Alleinvertretungsansprüche für die Wahrheit und um Machtdemonstrationen.

### ***Die römisch-katholische Kirche allein ist die societas perfecta, die in sich vollkommene Gemeinschaft***

Weil das so ist, hat nur sie allein der Welt etwas zu sagen, aber nicht die Welt ihr.

Auch die anderen christlichen Gemeinschaften – als Kirchen werden sie ja nicht anerkannt – haben ihr nichts zu sagen, nur die r.k. Kirche ihnen.

Die r.k. Kirche ist das „Haus voll Glorie“.

Dementsprechend wurde die Mission gesehen und gestaltet. Weil diese vollkommene Gemeinschaft eine in die europäische Kultur integrierte war, wurde diese europäische Fassung des Christseins den anderen Kulturen in der gesamten Welt aufgezwungen, so als ob sie die allein mögliche und richtige wäre. Der bekannte Ritenstreit in China war eines der traurigen Ergebnisse dieser Engstirnigkeit.

Die Ökumene, die Wiedervereinigung der getrennten Christenheit, wurde daher als Rückkehrökumene einseitig als vollständige Absage an die je eigenen Traditionen der anderen christlichen Gemeinschaften, die volle Übernahme der gesamten r.k. Lehre und Tradition und die Rückkehr in die r.k. Kirche verstanden. Dies war eine von vornherein utopische Vorstellung.

Schließlich hatten die reformatorischen Kirchen teils zu Recht sehr deutlich auf von den Vorstellungen Jesu abweichende Entwicklungen der r.k. Kirche hingewiesen – und nun sollten sie gegen ihre Überzeugung und teils auch gegen die objektive Wahrheit handeln. Ökumenische Bewegungen, vor allem von protestantischen Gemeinschaften gegründet, wurden von den Päpsten (z.B. noch von Pius XI.) abgelehnt und eine Mitarbeit r.k. Theologen etc. verboten.

Der CIC (Kirchenrecht von 1917) bestimmte im Canon 2319, dass Eheleute, die in einer Mischehe ihre Kinder nicht katholisch taufen lassen und katholisch erziehen, der Exkommunikation verfallen.

Die Grundeinstellung war eine Haltung der Konfrontation mit der Welt, den nicht-katholischen christlichen Gemeinschaften und den nichtchristlichen Religionen.

Man war der festen Überzeugung, die Katholiken müssten durch das Lehramt dem Einfluss der Welt gegenüber mit klaren Weisungen immun gemacht werden.

Dazu diente auch der 1559 offiziell eingeführte „Index librorum prohibitorum“ (Verzeichnis der verbotenen Bücher), der bei seiner Aufhebung 1962 insgesamt rund 6.000 Titel umfasste. Wer diese Bücher dennoch las, machte sich einer Sünde, unter Umständen einer schweren Sünde schuldig und hatte in gewissen Fällen mit der Exkommunikation zu rechnen.

### ***Der Antijudaismus***

Man war weitgehend davon überzeugt, dass die Juden als Volk die Verantwortung für die Hinrichtung Jesu tragen und dass sie daher „Gottesmörder“ seien.

Die Grundlage für diese Auffassung fand man teilweise bereits in fragwürdigen pauschalierenden Formulierungen, vor allem im Johannesevangelium, wo es an so manchen Stellen heißt „die Juden“, obwohl stets nur eine bestimmte Gruppe dafür in Frage kommt. Man behauptete, dem Volk Israel wurde das Reich Gottes weggenommen und der r.k. Kirche gegeben, diese sei nun das neue Volk Gottes.

Dass dies ein volles Missverständnis dessen war, was Jesus unter dem Reich Gottes verstand, merkte man nicht.

Der Antijudaismus begann bereits ab der Urkirche in der Exegese der einschlägigen biblischen Stellen, in der Liturgie und im Umgang mit Angehörigen des jüdischen Volkes und bildete oft die direkte oder indirekte Grundlage für den gesellschaftlichen und politischen Antijudaismus bis hin zu den Judenvertreibungen etc. und zuletzt zur gezielten Vernichtung im Holocaust.

### ***Die Stellung der Bibel und der Exegese in Theologie und Liturgie***

Die Bibel wurde immer mehr zur alleinigen Domäne des Klerus.

Da die Bibel nur in Latein vorlag, war sie dem Großteil der Laien schon von der Sprache her unzugänglich.

Die Pioniertat mit der Übersetzung der Bibel ins Slawische durch Cyrill im 9. Jhdt. in der Ostkirche fand in der Westkirche kaum eine Entsprechung. Erst über 600 Jahre später folgte durch Martin Luther die Übersetzung der Bibel in die deutsche Sprache.

In den reformatorischen Gemeinschaften erhielt die Bibel eine wesentlich höhere Bewertung als in der r.k. Kirche und wurde im Gegensatz zu dieser eine Angelegenheit des Volkes. Protestantische Gläubige, die eine Bibel zu Hause aufbewahrten und darin lasen, hatten mit schweren Verfolgungen durch die r.k. Kirchenführung zu rechnen.

Der Zugang zur Bibel war Laien in der r.k. Kirche untersagt. So musste etwa die hl. Teresa von Avila einige Tricks anwenden, um wenigstens in den Genuss von jeweils ein paar Seiten der Bibel zu kommen, die ihr ein Priester heimlich ins Spanische übersetzte.

Die Bewegung, die Bibel für das Volk zugänglich zu machen, begann meist gegen den Willen der Hierarchie erst im 19. und beginnenden 20. Jhdt. Noch im Jahr 1834 verbot die Kurie die Gründung eines katholischen Bibelwerkes in Regensburg.

Der Einstieg auf die so genannte historisch-kritische Exegese und andere neue und sachgerechtere Zugänge zur Bibel und exegetische Methoden wurden verboten. Dadurch gerieten die r.k. Exegeten gegenüber den protestantischen in einen immer größer werdenden Rückstand und wurden vielfach nicht mehr ernst genommen.

In Bezug zum Umgang mit der Bibel zeigt sich der Segen des Ungehorsams so mancher Theologen gegenüber der Kirchenleitung. Sie ließen sich durch deren Verbote nicht davon abhalten, sich auf neue Wege einzulassen und ihre Studien voranzutreiben.

### ***Die Theologie der r.k. Kirche***

Als offizielle Theologie galt die Neuscholastik.

Bischof *Helmut Krätzl* zitiert in seinem Buch *„Das Konzil – ein Sprung vorwärts“* (Seite 57) den Dogmatiker *Joseph Ratzinger*: *„In den bisherigen Handbüchern der Dogmatik bildete die jeweilige kirchliche Lehrvorlage den Ausgangspunkt der Betrachtung. Im Anschluss daran wurde eine Schrift- und Überlieferungsbeweis geboten und dann eine theologische Verarbeitung versucht.“*

So habe ich es auch bei meinem Theologiestudium erlebt und ich wunderte mich damals, dass in der Dogmatik bei einem Lehrsatz nicht mit dem Wort Gottes in der Bibel, sondern mit den Aussagen des Lehramtes begonnen und erst danach der Nachweis in der Bibel gesucht wurde.

Bischof *Krätzl* schreibt dazu weiter: *„Die Heilige Schrift wurde also grundsätzlich nur unter dem Aspekt des Beweises für schon vorgefasste Aussagen betrachtet.“*

Das Lehramt hatte sich über das Wort Gottes in der Heiligen Schrift gestellt!

Es sei hier in Vorausnahme der in einem späteren Rundbrief noch aufzuzeigenden Änderungen durch das Vat. II zur Verdeutlichung der fast revolutionären Veränderung hin zur neuen Sichtweise des Konzils aus dem Buch *Krätzls* nochmals *Joseph Ratzinger* zitiert: *„Es ist wohl das erste Mal in der Geschichte der katholischen Kirche, dass ein lehramtlicher Text die Unterordnung des Lehramtes unter das Wort betont und damit seinen Dienstcharakter.“* (Seite 59)

Wer sich den Vorstellungen des Lehramtes nicht beugte und neue Wege in der theologischen Forschung zu gehen versuchte, wurde entsprechend gemäßregelt – z.B. Teilhard de Jardin, aber auch Karl Rahner.

### **Die Liturgie der r.k. Kirche**

Seit den Tagen der Urkirche waren viele verschiedene Liturgien zur Feier der Eucharistie gewachsen.

Das Tridentinum ließ nur einige davon weiter bestehen, ansonsten kam es zu einer rigoros durchgeführten Vereinheitlichung.

Die Heilige Messe war bereits vorher und nun noch strikter eine ausschließliche Priesterliturgie. Der Priester „las“ die Messe, das Volk „besuchte“ sie und „wohnte ihr bei“.

In der Sprache haben sich bis heute die gewohnten Ausdrücke hartnäckig erhalten, denn noch immer fragt man, wer denn am Sonntag die Messe „lese“ (etwa der Pfarrer oder eine Aushilfe), man lässt für Verstorbene eine Messe „lesen“ und man zählt an den Zählsonntagen die „Gottesdienstbesucher“.

Alle Texte der hl. Messe und auch sämtliche Gebete in allen liturgischen Büchern, wie etwa im *Benedictionale* (für Weihen und Segnungen), sowie das *Brevier* und das *Chorgebet* in den Klöstern waren in Latein. Bei den Messen mit Volksbeteiligung wurden Lesung und Evangelium, nachdem der Priester sie still in Latein gelesen hatte, auch in der Volkssprache gelesen.

In der Mehrheit der Pfarren, vor allem auf dem Land, verstand im „beiwohnenden“ Volk außer Lesung und Evangelium die Texte daher so gut wie niemand.

Der Priester „las“ die Messe zum Altar gewendet und hatte die Wandlungsworte nicht laut zu sprechen, sondern ehrfürchtig zu flüstern. So konnte man hinter ihm im Volk nur das eine und andere Wort oder die eine und andere Silbe hören, aber nicht verstehen. Auf diese Weise entstand der „Hokuspokus“ aus den Wandlungsworten „hoc est enim corpus meum“. Für viele, vor allem mit der Kirche nicht sehr verbundene Leute war das Handeln des Priesters sowieso ein eigenartiger Hokuspokus.

Der „Normalfall“ der Zelebration war die „stille Messe“, in der der Priester die Texte leise betete und das Volk, falls eines zugegen war, still „beiwohnte“ oder den Rosenkranz betete.

Dann gab es Messen, bei denen das Volk statt des Rosenkranzes Lieder in der Volkssprache sang, als feierliche Form das „Amt“, bei dem einzelne Texte vom Priester in Latein gesungen wurden und schließlich das „dreispännige Hochamt“ mit Subdiakon, Diakon und Priester oder mit drei Priestern.

Da in den Klöstern oft viele der Mönche Priester waren, brauchte man in den Kirchen viele Seitenaltäre, an denen dann jeweils ein Priester mit einem Ministranten und ohne Volk die „stille Messe“ zelebrierte. So habe ich als Ministrant die Messen an jedem Morgen in Kremsmünster während meiner Gymnasialzeit

in Erinnerung. Eine gemeinsame Eucharistiefeier in Konzelebration gab es nicht, es zelebrierte jeder für sich allein.

Für diese Entwicklung war u.a. die nach und nach sich immer mehr auf das Opfer und den Ritus sich ausrichtende Betrachtung der Messe als reiner Priesterliturgie verantwortlich.

Es darf wohl gefragt werden, was solches „Zelebrieren“ und „Lesen“ noch mit dem von Jesus vorgesehen „Gedächtnismahl“ und dem in der Urkirche gemeinsam gefeierten „Brotbrechen“ zu tun hatte.

Es gab nur einen Jahreszyklus für Lesungen und Evangelien, daher kamen nur sehr wenige Teile der Bibel in der Messe vor. Da die Predigten doch meist auf diesen Texten aufbauten, war die Verkündung ebenfalls auf eine sehr geringe Auswahl biblischer Texte beschränkt. Der weitaus größte Teil des Wortes Gottes wurde so dem Volk nie verkündet. Dies ist u.a. ein Grund dafür, dass Katholiken im Vergleich zu Protestanten reichlich wenig Ahnung von der Bibel hatten.

Die mindere Bewertung des Wortes Gottes im Vergleich zum eucharistischen Opfer zeigte sich auch darin, dass man die „Vormesse“ (ab Beginn bis zur Opferung) auch versäumen durfte ohne eine „schwere Sünde“ zu begehen, denn zur Erfüllung der „Sonntagspflicht“ genügte das „Beiwohnen“ ab der Opferung bis einschließlich Kommunion.

Ich erinnere mich da an meine ersten Jahre als Kaplan in Schärding. Besonders bei der Messe um 10:00 Uhr war es üblich, dass man so nach und nach bis zur Opferung eintrudelte und ab der Kommunion wieder verschwand. Zur Kommunion ging damals bei dieser Messe außerdem konsequent niemand. Als einmal Dechant Pilz die 10:00 Uhr-Messe feierte, blieb ich hinten stehen und zählte: Ich weiß die genauen Zahlen nicht mehr, aber jedenfalls waren zu Beginn kaum um die 100 Personen anwesend, zur Opferung um die 200 und zum Schluss noch um die 150.

In den Landpfarren war es fast überall so, dass vor allem nicht wenige der Bauern bis nach der Predigt auf dem Kirchenplatz stehen blieben, dort ihre Händel vereinbarten und

dann zur Opferung in die Kirche kamen. Die Sonntagspflicht war damit erfüllt.

Ich denke, dass Dir aus diesen Schilderungen bewusst wird, was ich in eigenen Artikeln in früheren Rundbriefen bereits dargelegt habe: Der Unterschied in der theologischen Sichtweise und der liturgischen Gestaltung der Messe ist so umfangreich, dass man die frühere Form nicht mehr oder weniger gleichberechtigt als „außerordentlichen Ritus“ neben die vom Konzil vorgesehene erneuerte Liturgie hinstellen kann, wie Papst Benedikt XVI. es getan hat.

Von entscheidender Bedeutung für die späteren Sichtweisen und Beschlüsse des Konzils waren die unentwegten Bemühungen um eine grundlegende liturgische Erneuerung z.B. durch die Benediktinerklöster Solesmes in Frankreich, sowie Beuron und Maria Laach in Deutschland und einzelner aufgeschlossener und engagierter Priester wie Pius Parsch in Klosterneuburg.

In unserer Diözese waren es die Brüder Josef und Hermann Kronsteiner, Spiritual Josef Huber u.a. Die so genannten „Betsingmessen“ ermöglichten eine wesentlich intensivere Volksbeteiligung.

Gegen kuriale Widerstände kam es nach und nach ab 1943 zur Gründung von Liturgischen Instituten. Der Schott wurde für viele eine wichtige Hilfe, die Texte der Messe in der Volkssprache mitlesen zu können.

In Erinnerung bleibt der Eklat durch den Bischofskoadjutor und späteren Bischof von Linz Franziskus Salesius Zauner 1954 beim Kirchenmusikongress in Wien. Er wagte es damals, nach einem Referat des bedeutenden Theologen Josef A. Jungmann ein Pontifikalamt als Deutsches Hochamt zu feiern. Nach den sofort einsetzenden Angriffen wandte er sich direkt an Papst Pius XII., der ihn deshalb nicht maßregelte. Er wurde aber dadurch international so bekannt, dass er dann beim Konzil mit 2.231 Stimmen die meisten für einen Konzilsvater je abgegebenen Stimmen bei der Wahl für eine Arbeitsgruppe bekam.

### ***Die Sicht von Ehe und Familie***

Ehe und Familie wurden sehr einseitig von der rechtlichen Seite her als Ehevertrag zum

Zwecke der Zeugung gesehen. Im Kirchenrechtscodex von 1917 hieß es, dass sich die Ehepaare das „Recht auf den Leib im Hinblick auf jene Akte übertragen, die zur Fortpflanzung geeignet sind.“

Eine Ursache für die römische Sichtweise liegt wohl darin, dass man nicht auf den griechischen Text der Bibel, sondern auf den der lateinischen Übersetzung in der Vulgata aufbaut.

So besteht etwa ein maßgeblicher Unterschied, ob man das Recht oder die Liebe als Grundlage einer Ehe ansieht. Sieht man die Ehe als einen Rechtsvertrag, dann ist ein Ehebruch ein „Rechtsbruch“.

Sieht man die Ehe als einen Liebesbund, dann ist ein Ehebruch ein „Herzensbruch“.

Ist der Ehevertrag ein Rechtsvertrag, dann ist die Scheidung ein Rechtsbruch und dieser kann nur bereinigt werden, indem das Recht wieder hergestellt wird oder zumindest offen bleibt. Die beiden Ehepartner müssen also entweder wieder heiraten oder unverheiratet bleiben.

Ist der Ehevertrag ein Liebesbund, dann bedeutet eine Scheidung einen persönlichen Beziehungsbruch und dieser kann nicht über das Recht, sondern nur über die Vergebung und Versöhnung bereinigt werden.

Das ist u.a. ein Grund dafür, dass die Ostkirche, die für ihre Ordnung den griechischen Text heranzieht, anders mit zerbrochenen Ehen umgeht als die Westkirche.

***Wenn du nicht weißt, wohin du gehst, so wisse zumindest, woher du kommst***

Father John William Fynn, ein von uns über den Hilfsfonds unterstützter Priester in Ghana schrieb mir dieses in seiner Heimat gebräuchliche Sprichwort. Er fügte hinzu: „Die Kirche muss sich bewusst sein, woher sie kommt.“

Dieses Bewusstsein darf kein selektives sein, das nur Teile des Woher wahrnimmt und die restlichen übersieht. Es fällt auf, dass Traditionalisten fast durchwegs nicht die gesamte Tradition beachten, sondern nur jene Teile, die ihrer jeweiligen Ideologie entsprechen.

Es muss ein in jeder Hinsicht möglichst ganzheitliches Bewusstsein sein, das vom Anfang bis heute alle von innen und von außen kommenden Entwicklungen wahrnimmt und ernst nimmt.

Man muss dabei unterscheiden können, inwieweit das Woher den Vorgaben Jesu und der Leitung durch den Geist Gottes entspricht und inwieweit dies nicht der Fall ist.

Das ist die Grundlage für das Verstehen der heutigen Form der Kirche.

Es ist ebenso die Grundlage für das nötige Bewahren des Unveräußerlichen und die einzuleitenden Reformen für das Zeitbedingte.

Der ganzheitliche Blick in die Geschichte der Kirche zeigt, dass er nicht nur die Voraussetzung für das Verstehen ist, sondern dass sich daraus auch für das heutige Gestalten Wichtiges ergeben kann, denn es gab bereits sehr vernünftige Lösungsversuche für heute anstehende Probleme, etwa für die Leitung von Gemeinden oder die Bestellung von Bischöfen.

Es muss heute nicht alles neu erfunden werden. So manches früher schon Versuchte und Bewährte bräuchte man bloß einem Aggiornamento zu unterziehen, wie es Papst Johannes XXIII. angestoßen und wie es das Vat. II dann auch in manchem versucht hat.

Über ergiebige Rückblicke in die Geschichte der Kirche bis zu den Anfängen, das Umsetzen ins Heute und die vom Vat. II dazu erschlossenen Erkenntnisse und Wege sollen einige Kapitel in den folgenden Rundbriefen Aufschluss geben.

## **Die Kirche hatte einen großen Einfluss – hatte ihn auch das Evangelium?**

Man spricht etwa vom christlichen Europa. Aber: Was heißt christlich? Wer ist ein Christ? Das Wort bezieht sich auf Jesus Christus. Also geht es darum, an Jesus Christus, seiner

Person, seinem Leben, Lehren und Handeln orientiert und von ihm her bestimmt zu sein. Die Grundbotschaft Jesu Christi war – wie bereits aufgezeigt – der Anbruch des Reiches Gottes, der Gottesherrschaft durch ihn, den

neuen Menschen, in dem Gott Gestalt angenommen hat.

Seine Vision war es, dass Menschen sein Euangelion, seine Gute Nachricht annehmen, sich im vertrauenden Glauben darauf einlassen, Gott in ihnen zum Zug kommen kann und sie so den alten Menschen ablegen und zu neuen Menschen werden können – und in Folge durch sie eine neue Gesellschaft entsteht.

Nach Paulus wird man Christ, indem man Jesus als Herrn annimmt und vom Heiligen Geist erfüllt wird.

Auch bei Paulus geht es um den neuen Menschen, so schreibt er an die Korinther: *„Wenn also jemand in Christus ist, dann ist er eine neue Schöpfung: Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden.“* (2Kor 5,17)

Im Brief an die Galater betont er ebenfalls die Wichtigkeit dieses Neuwerdens: *„Denn es kommt nicht darauf an, ob einer beschnitten oder unbeschnitten ist, sondern darauf, dass er eine neue Schöpfung ist.“* (Gal 6,15)

Jesus Christus als Herrn annehmen, durch ihn und in ihm eine neue Schöpfung zu werden, hat klare Konsequenzen: *„Ihr habt Christus Jesus als Herrn angenommen. Darum lebt auch in ihm!“* (Kol 2,6)

Es wäre also eine Wandlung vom alten in einen neuen Menschen, in ein neues Menschsein geschehen. Für dieses neue Menschsein wäre eine Ausrichtung an Jesus und an seinem Evangelium und somit ein dementsprechendes Denken, Reden und Handeln danach, ein Leben in ihm wesentlich. Bei Berücksichtigung aller nun einmal auch dann gegebenen menschlichen Begrenztheit und Schwäche müssten zumindest das Wissen darum, die rechte Einstellung und ein entsprechendes Bemühen vorhanden sein.

Gab es das jemals in der Weise wenigstens für den Großteil der christlichen Bevölkerung, sodass man von einem christlichen Europa sprechen könnte?

Eine von der Institution Kirche und von christlichem Brauchtum bestimmte Gesellschaft – wie etwa jene im Mittelalter – ist noch lange nicht eine auch automatisch vom Evangelium bestimmte.

Dazu kommt die Frage, ob denn für die r.k. Kirche bzw. die christlichen Kirchen selbst als Institutionen dieses neue Menschsein, diese

eindeutige Ausrichtung und die Umsetzung ins Handeln zutreffen.

Die Antwort wird wohl beide Male Ja lauten. Eindeutig Ja für eine immerhin große Anzahl von Menschen, die zumindest ehrlich versucht haben, sich an Jesus und seinem Evangelium auszurichten und wirklich christlich zu leben.

Eindeutig Ja auch für unzählbar viel Gutes, das auf den verschiedensten Gebieten im Geiste Jesu in und durch Europa entstanden ist und was es ohne dieses Europa und die Kirchen kaum oder sicher nicht so gegeben hätte und gäbe.

Leider aber auch Nein für die umfangreiche und skandalöse Kriminal- und Verbrechensgeschichte des „christlichen“ Europas und der „christlichen“ Kirchen. Die Pervertierung des Evangeliums, das diese Geschichte hinterlassen hat, bedeutet eine schwere Last und ist heute ein maßgeblicher Grund dafür, dass sich viele nicht nur von der Institution Kirche, sondern auch vom Evangelium abwenden.

Dass die Kirchen als Institutionen zumindest über weite Strecken einen großen, bisweilen beherrschenden gesellschaftlichen Einfluss hatten, steht fest. Es ist aber zu fragen: Welcher Art war dieser Einfluss und inwieweit trug er zur Verwirklichung von Jesu Grundbotschaft des Reiches Gottes und des neuen Menschen bei? Machtausübung bedeutet schließlich noch lange nicht neues Menschsein oder wenigstens Gesinnungswandel.

Auch dabei ergibt sich wie vorher ein Schatz und ein Sumpf. Der Einfluss der Kirchen ergab für die weltliche Gesellschaft vieles an Werten und positiven Entwicklungen, die sie ohne sie nicht in diesem Ausmaß erreicht hätte. Er führte aber auch zu sehr fragwürdigen oder ausgesprochen negativen Folgen. Die Ehe von Thron und Altar erwies sich durchaus nicht in allem als segensreich.

Dass die Gesellschaft weitgehend, in manchen Ländern fast vollständig sakramentalisiert (getauft etc.) war, steht auch fest. Es ist allerdings auch hier zu fragen: Bedeutete diese fast flächendeckende Sakramentalisierung auch eine durchgreifende Evangelisierung? Welche Veränderung des Alltags des Einzelnen und welche Gestaltung der Gesellschaft ergaben sich daraus?

Schließlich wird niemand durch die Taufe automatisch zu einem nach dem Evangelium lebenden Menschen, auch nicht durch die Firmung, nicht einmal durch täglichen Kommunionempfang. Selbst der Priester bleibt nach der Weihe als Mensch derselbe, der er vorher war. Die Spendung und der Empfang der Sakramente bringt ebenso wenig von selbst eine neue Gesellschaft hervor.

Selbstverständlich weist jede menschliche Gemeinschaft alles Menschliche in sich auf. Es kann daher vom Heiligen und Bewundernswerten über das Mittelmäßige bis zum Verbrecherischen auch alles in ihr vorkommen. Es war im auserwählten Volk Gottes vor und zur Zeit Jesu und ebenso im Jüngerkreis Jesu schon so und die Kirche bzw. das gesamte Christentum bilden dabei auch keine Ausnahme.

Der Versuchung, eine Kirche der Reinen zu schaffen und alle anderen auszugrenzen, sind im Laufe der Zeit immer wieder einzelne Gruppen erlegen.

Der Blick auf Jesus zeigt aber, dass er als „Lumpensammler“ gekommen ist. Sünder wollte er berufen, nicht Gerechte, von den Straßen und Zäunen weg die Leute zum Fest der Gottesbegegnung einladen, und demgemäß wurde er auch als Freund der Zöllner und Dirnen verunglimpft.

Jesus verstand seine Gemeinschaft grundsätzlich als eine für alle offene.

Das schließt ein, dass es in ihr nicht nur jene gibt, die tatsächlich durch ihr In-Christus-Sein zu einem neuen Menschsein gekommen sind. Er verstand sie aber ebenso als eine, die nicht einfach so bleibt, wie sie ist, sondern zum Umdenken und zu vertrauendem Glauben bereit ist, die Gottes Geist zum Zug kommen lässt, die alles daran setzt, die Menschen aus den Fängen des Bösen zu befreien, sich um Heil und Heilung der Kranken zu sorgen, zu versöhnen und Frieden zu bringen.

Papst Johannes Paul II. hat viel von der Neuevangelisierung Europas gesprochen und immer wieder dazu aufgefordert. Zu Recht, denn Europa hat es tatsächlich dringend nötig, neu mit dem Evangelium bekannt gemacht und vom Geist des Evangeliums durchdrungen zu werden.

Es wird allerdings ein schwieriges Unterfangen, denn die ganze Kriminalgeschichte, mit der nicht nur einzelne „christliche“ Übeltäter, sondern die Institution Kirche in großen Teilen das Evangelium entstellt und ins Gegenteil verkehrt haben, ist noch nicht in vollem Umfang zugegeben und bereinigt.

Mit der bekannten Vergebungsbitte hat Johannes Paul II. im Jahr 2000 gegen Bedenken eines Teils der Kurie zwar einen bereits lange fälligen Schritt getan. Es fehlte aber ein wesentlicher Teil, denn er sprach dabei nur von den Untaten „schwarzer Schafe“ in der Kirche, nicht von jenen der Kirche als Institution. Dabei war etwa die Inquisition sicher nicht ein privates Unternehmen Einzelner, sondern ein offizielles der Institution.

Eine Neuevangelisierung als Neuauflage des Gewohnten wird keinen Erfolg bringen.

Manches, was für die Kirche heute und für ihre Zukunft unbedingt nötig ist, wurde beim Vat. II bereits erkannt und in den Dokumenten angesprochen oder wenigstens angedacht und angestoßen.

Bei so manchem blieb es dabei. Es müsste neu aufgegriffen und endlich verwirklicht werden. Viele anstehende Probleme konnte das Konzil gar nicht angehen, es wäre damit hoffnungslos überfordert gewesen. Viele Probleme haben sich seither neu ergeben.

Wenn sich die Institution selbst nicht bewegt, sich keiner gründlichen am Evangelium ausgerichteten Reform unterzieht, keine neue tragende und begeisternde Vision für die Kirche im Heute und für die Zukunft entwickelt, wird sich nicht viel bewegen lassen.

Die Zeiten, wie in der Gegenreformation den katholischen Glauben zu befehlen und mit Gewalt durchzusetzen, sind endgültig vorbei. Heute geht es nur noch durch Überzeugen. Dazu ist unbedingt Glaubwürdigkeit vonnöten und diese erlangt man nicht durch Berufung auf Amt oder Weihe, sondern indem man das, was man verkündet, auch lebt.

Rückblickend auf die „gute alte Zeit“ kann man wohl wenigstens zeit- und teilweise einen großen gesellschaftlichen Einfluss der Kirche feststellen, aber von einem ebenso großen

Einfluss des Evangeliums auf die europäische Gesellschaft kann keine Rede sein. Gerade der ehemals große Einfluss der Institution Kirche erweist sich heute eher als Hindernis für eine Neuevangelisierung, weil er allzu oft keine tiefere Evangelisierung mit sich brachte. Oft bestand das „Christsein“ bloß in einer milieubedingten Angepasstheit, hatte aber keine persönliche Überzeugung als Grundlage.

*Gustav Schörghofer*, der Kirchenrektor der Jesuitenkirche in Wien, schrieb in der *Furche* (24.1.2013) im Blick auf das Geschehen der Hochzeit zu Kana unter dem Titel „*Der bessere Wein kommt noch*“: „*Mit dem Christentum als einer von der Religion durch und durch geprägten Kultur ist es heute in Europa vorbei. Religion ist heute wieder für viele interessant, doch das Christliche tritt dabei völlig in den Hintergrund. Viele sagen, der Glaube würde in Europa verschwinden.*

*Aber könnte es nicht sein, dass der eigentliche Glaube, jener an die Person Jesu Christi, jetzt erst, wo das Christentum am Ende ist, entdeckt wird? Der bessere Wein, das wäre der Glaube an den Mensch gewordenen Gott, ein Glaube, der die abgeschlossenen Gebiete des Religiösen verlassen hat und sich im Alltäglichen auf die Suche nach Gott macht. Ein Glaube, der Gott dort zu entdecken vermag, wo ihn früher niemand vermutet hätte. Ein Glaube, der im Einfachen und Unscheinbaren den Ort des Festes entdeckt.“*

Der bekannte Schriftsteller und Fotograf *Ulrich Schaffer* hat aus einer ähnlichen Perspektive einen Text geschrieben, dessen Aussage eine Grundlage für eine Neuevangelisierung sein könnte:

*„Die ganze Welt ist durchzogen von Adern der Liebe, von Strömen der Zuwendung, trotz aller Schreckensmeldungen. Viele Millionen haben ein dichtes Netz geknüpft, das uns hält. Wer vertraut, der sieht es. Nichts wird so nötig in der Welt gebraucht wie Menschen, die an Geld und Besitz, an Ansehen, Ehre und Erfolg, an Berühmtheit und Sicherheit vorbeisehen können und die noch einen Blick für die Liebe haben – die Liebe im Kleinen und Unscheinbaren, nicht mit der Leidenschaftlichkeit, die schnell verfliegt, sondern mit der Ausdauer, an der andere gesunden können.“*

Von Jesus heißt es bei Johannes, dass er eis télos = bis zum Letzen der Zeit bzw. dem Grad nach liebte (vgl. Joh 13,1). Sein innerstes Wesen war Liebe. So sagten die Menschen damals, dass dort, wo er hinkam, alles gut werde. Das könnte auch für uns alle ein Leitbild sein – nicht dass wir dazu besondere Leistungen vollbringen müssten. Es genügt oft schon, dass wir achtsam sind, denn „*Gott lässt jeden neuen Tag zu einer neuen Chance werden, etwas von der Liebe weiterzugeben, die wird von ihm empfangen.*“ (*Hermann von Loewenich*)

Oder wie es ein Text von *Corinna Mühlstedt* ausdrückt:

*Du kannst  
die Dunkelheit  
nicht abschaffen  
sinnlose Kriege  
nicht verhindern  
und den Hunger  
ganzer Völker  
nicht stillen.*

*Aber jeder von uns kann  
die Augen eines Kindes  
zum Leuchten bringen  
dem Blick des Fremden  
ein Lächeln entlocken  
und den Lippen des Kranken  
ein „Danke“.*

Jesus nahm Gott, seinen Abba, im ganz einfachen Alltag bei sich selbst und den Menschen wahr. Seine Evangelisation bestand darin, dass er zu den Menschen ging, gerade zu den von anderen Übersehenen, Ausgegrenzten, Ausgebeuteten, Verachteten und Gedemütigten, und dass er sie erleben ließ, dass sie von ihm und von Gott ohne Vorbedingungen geliebt, wahrgenommen, ernst genommen und angenommen sind. Das hat diese Menschen – denken wir nur an Zachäus – verändert, denn es war für sie wirklich ein euangelion, eine wahrhaft Gute Nachricht.

Nachdem wir alle als Getaufte und Gefirmte, also mit dem Geist Gottes Erfüllte, Beauftragte und Gesandte zur Evangelisation sind, ist diese nicht bloß eine Aufgabe der „Amtskirche“, sondern unsere! Es muss sich also auch die

Basis der Kirche bewegen, nicht bloß die Spitze.

Unsere alltägliche Evangelisation kann ebenso laufen wie sie Jesus praktiziert hat.

Die „Gute Nachricht“ ist dieselbe wie damals und die Menschen brauchen sie zu allen Zeiten.

Wir können dabei die Wunder nicht vollbringen, die Jesus vollbracht hat... - so hätte ich jetzt beinahe geschrieben.

Ich habe das wieder gelöscht, weil es den Aussagen Jesu und der Erfahrung wirklich vertrauend Glaubender, die in der Nachfolge Jesu seit damals bis heute evangelisierten, widerspricht.

Jesu Verheißung lautet nämlich nicht: „Was ich an Wunderbarem wirkte, könnt ihr Leichtgewichte natürlich nicht zuwege bringen...“

Es ist fast unglaublich, was er tatsächlich sagte: „Amen, amen, ich sage euch: Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich vollbringe, auch vollbringen, und er wird noch größere vollbringen, denn ich gehe zum Vater.“ (Joh 14,12)

Wer an mich glaubt! Also nicht nur Geweihte, besonders Auserwählte und Heilige.

Auch im Markusevangelium ist nicht mehr als der Glaube genannt: „Und durch die, die zum

*Glauben gekommen sind, werden folgende Zeichen geschehen: In meinem Namen werden sie Dämonen austreiben; sie werden in neuen Sprachen reden; wenn sie Schlangen anfassen oder tödliches Gift trinken, wird es ihnen nicht schaden; und die Kranken, denen sie die Hände auflegen, werden gesund werden.“ (Mk 16,17f)*

Haben wir nicht auch schon ähnliche Erfahrungen gemacht, wie sie Christen des Anfangs und nach ihnen bis herauf in unsere Zeit Unzählige gemacht haben?

So wird sich auch durch jene, die vertrauend glauben, hier und jetzt dort und da immer wieder manches ereignen, was das Wirken des Herrn spüren lässt.

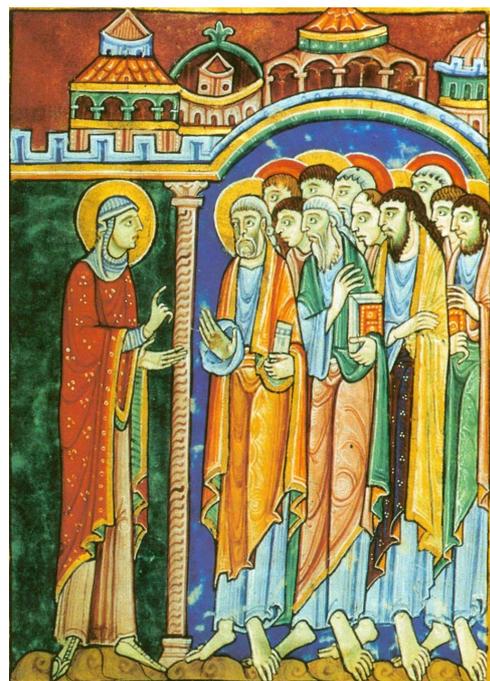
Auf jeden Fall aber ereignen sich die oft ganz einfachen, aber so wichtigen Veränderungen im Alltag, die Menschen wieder aufrichten und neu leben lassen – und wäre es nur durch einen Händedruck, ein Lächeln, ein ermutigendes Wort...

Es gibt nichts Wichtigeres, als selbst immer wieder zu versuchen aus der Kraft des Evangeliums zu leben und diesen Schatz anderen zu erschließen.

### **Kommen die wichtigsten Botschaften nicht oft von jenen, die nichts zu sagen haben?**

Ein Haupthindernis für die Evangelisierung im Alltag besteht in der Ansicht, dass man doch gar nichts zu sagen habe, weil man ja auch nicht gerade beispielhafter lebe als andere, als einfacher Laie theologisch zu wenig gebildet sei, nicht als Gschafelhuber dastehen sollte oder ohnehin nicht ernst genommen werde.

Ein Blick in die Bibel zeigt, dass wir uns von dieser Ansicht verabschieden sollten, denn dort werden oft gerade jene von Gott für wichtige Botschaften ausersehen, die in der weltlichen und religiösen Gesellschaft nichts zu sagen hatten. In der Basilika St. Godehard in Hildesheim befindet sich eine um 1130 in England entstandene Miniatur. Sie stellt dar, wie Maria von Magdala am Ostermorgen den Aposteln die Auferstehung Jesu verkündet. Es lohnt sich, dieses ausdrucksstarke Bild eingehend zu betrachten.



*P. Theo Schmidkonz SJ schreibt dazu: Maria von Magdala, eine große Frau, die Jesus von Anfang an nachfolgte, mit vielen Frauen ihm diente mit allem, was sie besaß, die treu unter dem Kreuz stand, während alle Apostel die Flucht ergriffen. Der vom Tod auferweckte Jesus machte sie zur ersten Zeugin. Sie soll den Jüngern verkünden: Jesus lebt und geht den Seinen voran. Der Vater im Himmel ist sein Gott und unser Gott. Wir alle sind Brüder und Schwestern. „Sag meinen Brüdern“, betont er; sie ist längst schon seine Schwester, und ab jetzt „Apostolin der Apostel“. Sie geht und verkündet den Aposteln: „Ich habe den Herrn gesehen.“ Diesen Augenblick zeigt unser Bild. Maria steht in einem eigenen Raum mir grünem Hintergrund. Sie hat das **Leben** erfahren. In ihrem roten Obergewand – in der Farbe des Liebens und Geliebtwerdens – wirkt sie wie eine prophetische Frau. Die Jünger im Bild staunen, wie diese Frau vor ihnen steht, ihnen vorsteht! Simon Petrus ist offen, gefasst. Fast schüchtern reicht er seine Hand, oder segnet er ab, was diese Frau sagt? Deutet sich*

*vielleicht etwas an vom Zusammenspiel: Charisma und Amt? Der Bericht der Bibel klingt anders: „Die Apostel hielten dies alles für leeres Geschwätz und glaubten den Frauen nicht“ (Lk 24,11). Und heute? Die Frauen versetzen immer noch – wie damals – mit ihren Erkenntnissen und Fragen die Kirchenbehörden „in große Aufregung“ (Lk 24,22). Ob sie Jesus nicht wieder näher sind? Das Bild möchte allen Frauen Mut machen und die Männer mit kirchlicher Weihe zu mehr Demut ermutigen.*

Das Bild möge nicht bloß den Frauen Mut machen, sondern all jenen, die sehr wohl Wichtiges zu sagen haben, weil der Herr sie dazu beruft und beauftragt. Er möge nicht nur die Männer mit kirchlicher Weihe vom Diakon bis zum Papst zu mehr Demut ermutigen, sondern uns alle, denn wir tun uns doch alle immer wieder schwer, uns von jenen etwas sagen zu lassen, die offiziell nichts zu sagen haben, denen Gott aber oft mehr Einsicht und Weisheit schenkt.

**Mein Herz denkt an dein Wort: „Sucht mein Angesicht!“  
Dein Angesicht, Herr, will ich suchen. (Psalm 27, 8)**

Gelegentlich habe ich bereits den bekannten alexandrinischen Jesuiten Henri Boulad zitiert. Er ist einer, der Gottes Angesicht sucht und Gott im gewöhnlichen Alltag wahrnimmt. Henri Boulad ist, wenn man sich schon – ganz gegen Jesu Aussagen – die Kirche als Pyramide vorstellt, fest davon überzeugt, dass der Heilige Geist in der Kirche nicht unbedingt nur wie der Regen von oben herab fällt, sodass das Meiste seiner Erleuchtung der Papst abbekommt, sondern dass er auch wie Grundwasser aufsteigt und zuerst die einfachen Menschen an der Basis erfüllt. Der Papst an der Spitze bekommt dann schon noch, was er braucht.

Im Laufe der langen Kirchengeschichte hat der Herr durch seinen Geist immer wieder Menschen dazu gerufen, im Alltag sein Angesicht zu suchen und ihn dort wahrzunehmen, das heißt bewusst in seiner Gegenwart, in einem Zustand von Achtsamkeit und liebender Verbundenheit zu leben. Gott tut das von Herzen gern immer noch.

Eine Bäuerin sagte mir einmal: „Wenn du Gott im Kuhstall nicht findest, findest du ihn auch in der Kirche nicht.“

Meistens sind wir aber der Meinung, dass so ein Leben in Achtsamkeit und liebender Hingabe, also in der Haltung der Anbetung doch nur Ordensleute oder besonders Auserwählte und Begnadete betrifft, die dazu entsprechend gebildet sind und dafür auch die nötige Zeit aufwenden können.

Wir stellen uns so etwas noch dazu viel zu kompliziert vor. Darum merken wir nicht die leise Stimme Gottes oder das sanfte Ziehen seines Geistes und wir bemühen uns auch zu wenig oder gar nicht darum, den Alltag vor seinem Angesicht zu leben.

Wir verfallen außerdem dem großen Irrtum zu meinen, dass man dann nicht mehr unbeschwert leben, nicht konzentriert arbeiten oder sich nicht mehr tiefen mitmenschlichen Beziehungen hingeben könne. So als ob Gott uns vom Leben ablenken, uns vereinnahmen, von anderen

abspenstig machen und uns keinen Spaß mehr gönnen wolle.

Eine Ursache für diese komischen Vorstellungen liegt in diversen überhöhten Lebensbeschreibungen von Heiligen und im engen und wirklich nicht zur Neugier verlockenden Verhalten manch „frommer Seelen“.

Tatsächlich ereignet sich das Gegenteil: wir werden freier, aufmerksamer, konzentrierter, weitherziger, hingebungsfähiger und fröhlicher. Unser Leben und unsere Beziehungen bekommen eine Mitte, aus der uns wie aus einer Quelle ständig das zuströmt, was uns wachsen lässt.

Bereits auf der natürlichen Ebene bedarf es zum persönlichen und gemeinschaftlichen Wachstum äußerer Impulse und Hilfen, sowie eigener innerer Beteiligung. Ebenso braucht es äußere Strukturen und innere Spiritualität.

Gott ist der Rufende und Berufende, der Spender alles Guten, er schenkt den Geist, die Charismen, er beauftragt. Der Mensch muss seine Offenheit und Ansprechbarkeit, sein Einsteigen und Mitwirken beitragen. Dies gilt wie gesagt für den Einzelnen und für Gemeinschaften.

Fehlt es am Innen, kann das Außen nicht gut gedeihen, fehlt es am Außen, wird das Innen behindert.

Innen und Außen, Gottesverbindung und Weltverbindung, Spiritualität und Strukturen müssen zusammenwirken.

Damit der einzelne Mensch und eine Gemeinschaft im Sinne Jesu wachsen können, bedarf es immer auf einander einwirkender und gemeinsam wirkender innerer und äußerer Vorgänge.

Ein Leben als Christ vollzieht sich außerdem nie allein, sondern ist immer gemeinschaftsbezogen. Der Einstieg oder Nichteinstieg auf ein kontemplatives Beten und Leben im Alltag haben nicht nur für den betreffenden Menschen eine große Bedeutung, sondern ebenso für die Gemeinschaft. Kontemplation und Aktion gehören zusammen, sie bedingen und befruchten einander. Der hl. Benedikt schrieb in seiner weisen Regel nicht zufällig: ora et labora – bete und arbeite.

So werden auch eine Neuevangelisation und eine grundlegende Kirchenreform weder allein

mit Beten noch allein mit Strukturreformen zum Erfolg führen.

Ein Leben nach dem Evangelium Jesu ist wesentlich ein vom Geist erfülltes und geleitetes Leben, daher bedarf es der lebendigen inneren Verbindung mit Gott. Es ist aber auch ein Dienst in und an der Welt, daher genügt Beten allein nicht. Wenn man sich anschaut, wie „Christen“ und „christliche Gemeinden“ gewöhnlich leben, so mangelt es meist an beidem, es fehlt einerseits die lebendige Verbindung mit Gott, das Hören auf ihn und die Einheit mit ihm. Damit fehlen die innere Kraft, Inspiration und Vision. Weil das Wesentliche Gabe Gottes und rein menschlich nicht machbar ist, erfolgt auf diese Weise kaum geistliches Wachstum. Andererseits fehlt auch das entsprechende konsequente Handeln. Es klappt nicht, wenn man Gott das zuschiebt, was man selbst zu leisten hat. Die entsprechenden Strukturen, in denen sich geistliches Leben entfalten kann, muss der Mensch bzw. die kirchliche Gemeinschaft selbst schaffen. Der Papa im Himmel wird's schon richten? Nein, das wird er nicht tun, er ist nicht der Lückenbüßer für menschliche Uneinsichtigkeit, Bequemlichkeit oder Sturheit.

Der Titel eines Buches von *Johannes Bours* lautet: „*Der Mensch wird des Weges geführt, den er wählt*“. Dies ist eine immer wieder sich bestätigende Erfahrung. Sie gilt auch für ein kontemplatives Leben, für ein Leben in der Anbetung im Alltag. Wer sich dafür entscheidet, der wird geführt. Gott ist ein Liebender, daher ist er ein dem Menschen sich Zuwendender und Zugeneigter. Durch meine eigene Erfahrung und aus vielfältiger Erfahrung als Seelsorger bin ich davon überzeugt, dass Gott für diese Führung nicht nur Engel und Heilige, sondern oft Lebende und Verstorbene in verschiedenster Weise in Dienst nimmt. Je weiter unser Beziehungskreis ist, desto mehr Möglichkeiten ergeben sich. Jesus versichert uns, dass uns gegeben wird, wenn wir bitten, dass wir finden, wenn wir suchen und dass uns geöffnet wird, wenn wir anklopfen (vgl. Mt 7,7f).

Wenn es auch auf den ersten Blick so scheinen mag, dass ein Leben in der Anbetung allein auf

Gott gerichtet sei, so gilt, was *Mutter Teresa* gesagt hat: „*Wer bei Gott eintaucht, taucht bei den Armen auf.*“

*Teresa von Avila* betont: „*Je persönlicher ein christliches Innenleben mit Gott wird, desto deutlicher und personaler werden auch die Aufträge und Verwendungen in der Kirche, desto mehr erhalten sie einen sozialen Aspekt.*“

Ein Leben in einer lebendigen und tiefen Beziehung zu Gott, ein Leben in der Anbetung ist nie Selbstzweck, es ist immer Dienst an anderen und für andere, ist Fürbitte für andere und ein Mittragen ihrer Last hin zu Gott. In einem solchen Leben verlieren wir uns nicht, sondern es geschieht in besonderer Weise unsere Selbstwerdung.

„*Der Mensch wird am Du zum Ich*“, sagte *Martin Buber*. In einem kontemplativ gelebten Alltag ist uns Gott als Du immer und überall gegenwärtig und er bringt ständig Menschen in unser Blickfeld, damit wir uns von uns selbst, aus unserer engen und unsere Entfaltung behindernden Ichverfangenheit lösen und in der dienenden Hingabe mehr und mehr wir selbst werden.

Auch wenn es um Hingabe und einen Dienst geht, ist es keine Leistungs-, sondern eine Liebesbeziehung. Daher gibt es dabei keine Nötigungen, sondern Einladungen, wohl auch Zumutungen, die aber stets die Freiheit des Einzelnen achten.

Jesus sagte, dass wir wie die Kinder werden sollten, um „in das Reich Gottes zu kommen“, d.h. um Gott in uns Raum zu geben und ihn zum Zug kommen zu lassen (vgl. Mk 10,15)

Unverbildete Kinder erzählen gewöhnlich gerne, was sie bewegt. In derselben Weise beginnen sie auch zu beten. Jesus hat sicher nicht gemeint, wir sollten im Stadium einer zeitbedingten Entwicklungsstufe stehen bleiben. Das wäre Infantilismus. Aber wir sollten uns diese kindliche Unbefangenheit und Offenheit, das Hören und die Mitteilungsfreude erhalten.

Wir dürfen und sollen mit allem, was uns bewegt, zu Gott kommen. Ich habe vor Jahren einmal eine Kleinschrift mit dem Titel „Das Leben beten“ in die Hand bekommen. Das bezeichnet genau das, was wir üben sollten – einfach das Alltagsleben vor Gott tragen und dann von ihm her den Alltag gestalten. Wir

sollten dabei nicht meinen, dass sich Gott für unseren Alltagskram nicht interessiert, und ihn ausklammern.

Wenn wir uns angewöhnen, ihn in Unsicherheiten oder vor Entscheidungen zu fragen, werden wir bei einiger Aufmerksamkeit und Achtsamkeit bald merken, dass er uns in verschiedenster Weise antwortet. Freilich nicht per Knopfdruck. Er nimmt uns auch die Mühe des eigenen Denkens nicht ab. Oft ist es nur der erste Schritt, den er uns zeigt.

Ich erinnere mich da an meinen Vater. Er hat mir auf meine Fragen nie eine fertige Lösung präsentiert. Oft sagte er bloß: „Denk erst einmal selber nach!“ Wenn ich nicht weiterkam, gab er mir ein Stichwort oder lenkte meine Aufmerksamkeit auf einen möglichen Einstieg. Er war ein Ermöglicher des Anfangs und ein Ermutiger zum eigenen Denken und Handeln.

Meine Erfahrung mit dem Abba / Jesus / dem Heiligen Geist ist in etwa dieselbe.

Ich gebe Dir nun bewusst keine Auflistung. Du hast selbst sicher bereits Erfahrungen gesammelt, wie Gott gerade Dich anspricht, Dir Fragen stellt oder Dir antwortet.

Ein Leben in der Gegenwart Gottes und in der dauerhaften Verbindung mit ihm kostet weder mehr Zeit noch Mühe, es ist lediglich eine Angelegenheit von Bewusstheit, Achtsamkeit und Liebe.

Ob ich mir etwa beim Erwachen bloß denke: Na ja, geschlafen habe ich gut, nun hoffe ich, dass es auch ein guter Tag wird – oder ob ich zu Gott sage: danke Vater, dass ich gut geschlafen habe, schenke mir nun auch einen guten Tag. So kann ich das weiter bei vielen Gelegenheiten während des ganzen Tages tun. Vieles kann bloß Gedanke bleiben oder zum Gebet werden – wie gesagt ohne jeden Aufwand. Wartezeiten, Fahrtstrecken im Auto, im Bus oder mit der Bahn werden auf diese Weise zu einem kostbaren Rendezvous mit dem Herrn und gleichzeitig zu einem Dienst für andere. Aber auch während der Arbeit kann man immer wieder einen herzlichen Austausch mit dem Herrn pflegen. Du wirst bald merken, dass man dabei kaum in Langeweile, Ärger, üble Laune und dergleichen verfällt, es ergibt sich im Gegenteil Schalom – ein oft spürbares Wohlsein, man ist

meist erfüllt von Frieden und Freude. Ebenso wirst Du merken, dass dieses Leben in der Gegenwart Gottes die Quelle spontaner Kreativität ist, in der Dir vieles ohne Anstrengung einfach zufällt. Und dann wird Dir auch auffallen, dass man in diesem Zustand wesentlich wacher gegenüber Versuchungen ist. Es fällt einem meist rasch auf, bereits wenn man in Gedanken ein falsche Richtung einschlägt oder z.B. etwas sagt, was nicht ganz der Wahrheit entspricht, oder wenn man etwas tun will, was gegen die Liebe ist.

Anfangen kann man also ganz einfach, indem man Gedanken, Gefühle usw. auf Gott hin ausrichtet, ihn anspricht, ihm erzählt, ihn fragt oder bittet, ihn lobpreist oder ihm dankt etc. Für Gott gibt weder ein ungeeigneten Ort noch eine ungeeignete Zeit, er ist überall und immer ansprechbar.

Tiefer führen können bekannte Gebete, die man Wort für Wort meditieren kann, sodass auch das Herz davon erfasst wird. So können Gewohnheitsgebete wie das Vater unser und das Ave Maria, bei denen man sich bereits sehr schwer tut, sie „andächtig“ zu beten, also auch an das zu denken, was man sagt, zu einem tiefen Erleben werden.

Eine Herzensverbindung eröffnen besonders Gebete der Hingabe, etwa das Gebet von *Niklaus von Flüe: Mein Herr und mein Gott, nimm alles von mir, was mich hindert zu dir. Mein Herr und mein Gott, gib alles mir, was mich hinzieht zu dir. Mein Herr und mein Gott, nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen dir.* Oder das Gebet von *Charles de Foucauld: Mein Vater, ich überlasse mich dir, mach mit mir, was dir gefällt. Was du auch mit mir tun magst, ich danke dir. Zu allem bin ich bereit, alles nehme ich an. Wenn nur dein Wille sich an mir erfüllt und an allen deinen Geschöpfen, so ersehne ich weiter nichts, mein Gott. In*

*deine Hände lege ich meine Seele; ich gebe sie dir, mein Gott, mit der ganzen Liebe meines Herzens, weil ich dich liebe, und weil diese Liebe mich treibt, mich dir hinzugeben, mich in deine Hände zu legen, ohne Maß, mit einem grenzenlosen Vertrauen, denn du bist mein Vater.*

Ein guter Einstieg in einen neuen Tag kann das Gebet zum Heiligen Geist sein: Komm herab, o Heiliger Geist (Gotteslob Nr. 244)

Wie von selbst entsteht mit der Zeit Sehnsucht nach dem stillen Beisammensein. Wir wachsen hinein in die Erfahrung, die *Sören Kierkegaard* so schildert: „*Als mein Gebet immer andächtiger und innerlicher wurde, da hatte ich immer weniger und weniger zu sagen. Zuletzt wurde ich ganz still. Ich wurde, was womöglich noch ein größerer Gegensatz zum Reden ist, ich wurde ein Hörender. Ich meinte erst, Beten sei Reden. Ich lernte aber, dass Beten nicht bloß Schweigen ist, sondern Hören. So ist es: Beten heißt nicht sich selbst reden hören, Beten heißt still werden und still sein und warten, bis der Betende Gott hört.*“

Ein vortrefflicher Zugang zu diesem Stillwerden ist das Staunen – und es gibt doch so viel zu staunen im ganz gewöhnlichen Alltag! Oder wenn man sich dann und wann in eine Kirche „verirrt“ und sich dort der besonderen Gegenwart des Herrn im Tabernakel bewusst wird...

Ich ermutige Dich zum Einstieg – und wenn Du schon eingestiegen bist, zu einer weiteren Vertiefung mit den Worten von *P. Josef Cascales: „Lass Dich auf Jesus ein und Du wirst sehen, was aus Dir macht, wenn Du ihm vertraust!“* Du wirst staunen!

Dein Bruder



## Termine

**Gottesdienst in der Pfarrkirche Brunnenthal:** jeden 2. Freitag im Monat um 19:30 Uhr

**Fastenseminar:** jeweils am Sonntag, 19:30 Uhr, im Gemeindesaal (Dorfplatz gegenüber der Kirche)  
24. 2.: Rückblick auf Kirchengeschichtliche Entwicklungen, zu denen das II. Vatikanische Konzil neue Sichtweisen oder neue Wege eröffnet oder zu eröffnen versucht hat  
3. 3.: Ankündigung, Vorbereitung und Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils

10. 3.: Arbeitsweise, Verlauf und Ergebnisse des II. Vatikanischen Konzils  
17. 3.: Rückblick auf die Entwicklung nach dem II. Vatikanischen Konzil, derzeitiger Stand und Ausblick auf wahrscheinliche weitere Entwicklungen

**Empfehlenswerte Literatur:**

Bernhard Körner / Maria Unterberger: Freudig und furchtlos – Das II. Vatikanische Konzil wieder lesen (Das Heft bringt eine kurze Übersicht mit Erfahrungsberichten. Erhältlich im Behelfsdienst des Pastoralamtes, Kapuzinerstraße 84, 4020 Linz)

Helmut Krätzl: Das Konzil – ein Sprung vorwärts (Ein Zeitzeuge zieht Bilanz / 2012)

Helmut Krätzl: Im Sprung gehemmt – Was mir nach dem Konzil noch alles fehlt (1998)

Otto Hermann Pesch: Das Zweite Vatikanische Konzil / Vorgeschichte – Verlauf – Ergebnisse – Wirkungsgeschichte (NB.: Dieses Buch bietet eine umfassende Darstellung) (Topos-Taschenbuch 3. Auflage 2011)

Hubert Philipp Weber / Erhard Lesacher (Hg.): Lesebuch Konzil – Texte des Zweiten Vatikanischen Konzils (NB.: Verschiedene Verfasser bieten eine Auswahl der zentralen Dokumente und der wichtigsten Passagen mit nebenstehenden Erklärungen / 2012)

**Cursillo:** Vertiefungscursillo zum Thema „Das 2. Vatikanische Konzil“: 28.2. – 2.3.

Entdeckungsreise Leben (Orientierung finden): 15. – 17.3. im Bildungshaus Puchberg  
Jugendcursillo: 15. -17.3. in Schlägl

Cursillofest: Pfingstmontag 20.5. in Arbing / Perg

278. Cursillo für Frauen und Männer 30.5. – 2.6. im Exerzitienhaus Subiaco

Anmeldung schriftlich an Cursillo-Sekretariat, Subiacostraße 22, 4550 Kremsmünster

E-Mail: [cursillo@dioezese-linz.at](mailto:cursillo@dioezese-linz.at) Homepage: [www.cursillo-ooe.at](http://www.cursillo-ooe.at)

**Kursangebot Gemeinschaft Lumen Christi / Kath. Evangelisationszentrum Maihingen**

Nähere Informationen: [www.LumenChristi.de](http://www.LumenChristi.de)

Prospekte für das reichhaltige Angebot sind auch im Pfarrhof Brunnenthal erhältlich.

## Reisen

Für die Reise nach **Westböhmen und Prag (17. -24.8.)** sind noch Plätze frei. Informationen sind auf der Homepage der Pfarre Brunnenthal zu finden oder können im Pfarramt Brunnenthal angefordert werden.

Bei **Wandern in Südtirol – erfüllt werden mit positivem Denken und Lebensfreude (23. - 28.9.)** sind auch noch Plätze frei. Anmeldung für diese Woche bitte direkt an das Reisebüro Ratzenböck, 4725 St. Aegidi, Walleiten 10 / e-mail: [ratzenboeck-reisen@aon.at](mailto:ratzenboeck-reisen@aon.at)

Das Programm ist beim Reisebüro oder im Pfarrhof Brunnenthal erhältlich.

Es sind an jedem Tag leichte Wanderungen – u.a. der Besinnungsweg zum Sonnengesang des hl. Franziskus im Tauferer Tal oder eine Umrundung der Drei Zinnen geplant. Bei zum Wandern ungeeignetem Wetter gibt es ein Ersatzprogramm mit Besichtigungen. Bei dem großen Reichtum Südtirols an Naturschönheiten und Kunstschätzen ist bei jedem Wetter sehr viel möglich.

---

**Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion:**

Kath. Pfarramt Brunnenthal, 4786 Brunnenthal / [pfarre.brunnenthal@dioezese-linz.at](mailto:pfarre.brunnenthal@dioezese-linz.at)

**Für den Inhalt verantwortlich:**

Franz Schobesberger, 4786 Brunnenthal, Dorfstr.8

**Offenlegung nach §25 des Mediengesetzes:**

Dieser Rundbrief ist ein Kommunikationsorgan für Teilnehmer an Glaubensseminaren und Interessierte. Erscheint vierteljährlich.

**Hersteller:** Offsetdruckerei Rainer Hims

**Zulassungsnummer:** GZ 02Z031244 M

**Verlagspostamt:** 4780 Schärding/ P.b.b.

Envoi à taxe réduite/Bureau de poste

A- 4780 Schärding (Autriche) Taxe perçue